

Memnons Bildsäule

in

Briefen an Ida

von

K o s e g a r t e n.



Berlin, 1799

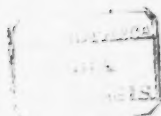
bei Gottlieb August Lange.

BIBLIOTHECA

REGIA

MONACENSIS.

Meinem
geliebten Bruder
Ludw. Theob. Kosegarten.



Schon lange wünschte ich, Dir Geliebter, meine Gefühle für Dich auf eine innige Art zu offenbaren. Mag das Schmachten nach Unendlichkeit, was in Deinen Poesien herrscht, auch in meinen Briefen an Ida Dir zur Überzeugung dienen, wie sehr ich nach dem Höheren strebe. Wenn Du gleich unmittelbar die Ideale in menschliche Gestalt kleidest und ich durch Prinzipien sie nur erweisbar und anziehend zu machen mich bemü-

he, so regieret doch ein'ley Zweck
in dieser verschiedenartigen Be-
handlung, und Du magst die
Waage über mich halten, ob ich
verdiene, Dein Schüler zu heißen.
Schon in meiner Schrift der Human-
nität und noch mehr in meiner
Abhandlung: „Was soll der Fürst
seyn? Was kann der Fürst regn?“
beilageten mich, meine Liebe für
Schönheit, als die Gabe, welche
Sterbliche hier auf Erden von den
Göttergeschenken in Wirklichkeit

bringen können und mein Bewußtseyn der Selbstständigkeit des Menschen. Wenn mich mein Grüblen und Forschen über das Ursprüngliche in unserem Geiste verläßt, so lese ich eine Dichtung von Dir und erwärme meinen lauen Sinn, um nicht in das Verwesliche überzugehen. Die eigenen Gefühle, mit welchen ich Deine Gedichte niederlege, beruhen auf unendlich kleinen Begebenheiten, welche das vielfache Verein

zwischen Dir und mir nur erklär-
bar macht. Kann man es mit
Recht eine Begünstigung der Vor-
sehung nennen, von einem Manne
Deines Geistes belehrt zu werden,
so war ich begünstigt. Du, mein
Geliebter, leitetest mich in die
Vorhallen der Wissenschaften, und
tätlich hörte ich Dich, bald als
Lehrer mich berichtigen, bald als
Bruder mich ermahnen. So unbe-
deutend im Allgemeinen die Bande
des Bluts sind, so geheimnißvoll

werden diese Fesseln, wenn ein höheres Interesse dazu tritt. Täglich entfaltet sich noch dieses und jenes Gefühl, welches Du hervorriefest, oder die Zeitigung desselben in mir beschleunigtest. Deine heilige Schwärmerei wehte auch Deine Schüler an, versagte die Gottheit uns Deine Muse, so erweckte jene doch schneller und inniger die Theilnahme für die Kunst überhaupt. Ich kann und mag es nicht Alles sagen, wie Du durch

Deine höhere Tendenz auf mich
wirktest. - Ich lege nur meine Ga-
ben zu Deinen Füßen hin, mag
es als ein wohlgefälliges Opfer
Dir dienen, denn mein Herz
spricht mehr, als meine Feder sa-
gen kann! Mein Ernst sey Dir
heilig, wenn es die Ausführung
nicht kann,

Geschrieben am ersten Tage des
Lenzmondes 1799 in Hamburg.

V o r r e d e.

Da ich Ihnen jetzt noch, Memnons Bildsäule genannt, überlie-
fere, so werden Sie vor allen
anderen eine Uebersicht meines
Plans zu haben wünschen. Ich
lasse deswegen die Geschichte die-
ser Bildsäule vorangehen. Doch
liegt die Wahrheit der vielen Mei-
nungen über dieses wunderbare
Gebilde unter der Asche unserer
Vorväter, wie alle Wunder und
Geisterschereien, welche den Men-

schen Jahrhunderte mit Neugierde und einem geheimen Schauer anfüllten. Schon Homer erwähnt des Memnon. Nach ihm war dieser ein später Bundesgenosse der Trojaner und Odysseus hielt, wie er die Unterwelt besuchte, Memnons Schatten für den schönsten. Die Mutter des Memnon wird von Einyen Aurora, von Andern Ida genannt. Unter mehrere, tapfere Thaten unsers Helden gehört besonders, daß er den Antilochus tödtete, dessen Untergang ward aber von Achilles mit Memnons Tode gerächt. Man legte darauf die Asche Memnons in eine Urne und setzte diese in ein Grab vor Troja. Seit der Zeit erzählte man folgende Fabel. Jedes Jahr kämen an einem besondern Tage schwarze Vögel, eine Art cynischer, schwarzer Sperber, welche um das Grab dieses Fürsten ein Gefecht hielten und dann zurückkehrten. Man nannte diese Vögel von nun an die

Memnoniden. Dem Memnon als einen großen Helden und Fürsten errichtete man zur Verewigung seines Andenkens eine Bildsäule. Hier ist man sich weder über die Materie, noch über ihre Eigenschaften und Einrichtung einig. Strabo erzählt: diese Bildsäule hätte aus 2 Kolossen fester Steinart bestanden. Ich war mit Aelius und einer Menge Freunde dahin, schreibt er, und hörte ganz von ohngefähr um die erste Stunde einen Klang. Er schien mir aus der Zusammensetzung der Steine zu entstehen; denn ich wollte lieber alles glauben, als mir einbilden, daß die Steine solchen Klang von sich gäben.

Pausanias meldet uns: die Statue hätte gegen Osten gestanden und der obere Theil vom Gipfel bis zur Mitte des Stammes sey auf der Erde gefunden. Täglich töne sie bey Sonnenaufgang wie die Saite einer Zither oder Lyra, wenn

die Saite durch zu heftige Anstrengung bricht.

Luzian erzählt: daß er als Jüngling, von Neugierde geplagt, dieses Wunderwerk gesehen und nicht nur Töne, sondern vernehmliche Verse gehöret habe.

Siehe es nun mit Strabo, daß der Stein diese Eigenschaft besaß, Thore von sich zu geben, oder daß sie von Erz war, oder nach Pausanias einem Klavier geglichen habe, welches man in dieser Bildsäule versteckte und dessen Saiten, wenn sie durch die Feuchtigkeit der Nacht nachgaben, sich in der Sonne wieder spannten und mit einem gewissen Klang zersprangen, so hat diese Bildsäule doch alte und neue Gelehrte äußerst interessirt. Des Pausanias Meinung ist nun offenbar ungegründet, denn Cambyzes ließ diese Bildsäule, weil er eine Zauberey darin vermeinte,

von einander spalten. Man fand nicht das Allermindeste; wohl aber, daß der obere Theil noch wie zuvor gewisse Töne von sich gab.

Herr von Moncony, der nach Aegypten reisete und die Pyramiden besah, fand ohngefähr 300 Fuß von diesen eine Oeffnung. Dort lag eine Hyäne, 26 Fuß hoch. Man behauptet, daß die Priester unter diesem Idol Orakel gaben. Man findet noch ein Loch, worin ein Mensch, ohne gesehen zu werden, sich verbergen kann. Viele haben diese Hyäne für Memnons Statue angesehen. Pococke hielt die Ueberbleibsel für Granitstein und Jablonsky leitete den Klang derselben von einer inwendigen mechanischen Kunst ab, welches ich oben schon widerlegt habe.

So viel wäre gewiß: daß diese Bildsäule nicht erdichtet ist und daß sie einen Klang von sich ge-

geben hat. Alles übrige bleibt Muthmaßung. Wie weit die Träumereien über diesen Koloss, einzig seiner Art, giengen, kann man sich vorstellen, da der gelehrte Gesner in den von Luzian vorgegebenen 7 Versen, welche die Bildsäule sollte hören lassen, 7 Vokalbuchstaben findet, welche den Namen Jehova — ΙΕΗΩΥΑ ausmachen, und wodurch also Gott eine Hymne gesungen ward.

Womit, meine Theure, kann ich nach diesem Symbol anders zu thun haben als mit dem Unbegreiflichen und Ewigen. Die wichtigsten Angelegenheiten des Menschen lassen sich nicht begreifen, und doch sind diese das Höchste, was der Mensch besitzt. Ich werde suchen, Ihnen die Gründe zu zeigen, warum sie das Unbegreifliche bleiben. Mag man zertheilen und zersplittern und den Stoff untersuchen; man findet das Geheim-

niss nicht, wodurch die Bildsäule tönte; mag man die Vernunft in Abtheilungen und Unterabtheilungen zerlegen und das Körperliche zerchemisiren, man entdeckt das geheime Gewebe zwischen Körper und Seele nicht. So können die Symbole nicht aufhören. So müssen wir einen Gott anbeten; er wohne im Tempel, oder im Hayne, oder im Himmel. So wird der Streit der Philosophen nie geendet, denn der Mensch schmachtet nach dem Unbegreiflichen, und nicht Herschels Rohr, kein Teleskop, keine Mongollische Maschine dringt dahin. Würden Sie nach dem Studium meines Buches überzeugt, daß das Höchste in uns das Unbegreifliche ausmacht, sähen den Grund seiner Unbegreiflichkeit ein und fänden in dieser Unbegreiflichkeit das Ewige und Erhabene des Menschen: so habe ich Ihnen viel geleistet und Sie werden mit einfältigem Herzen recht thun,

Gott fürchten und über die Fortschritte des Menschen sich freuen, weil er sich empor schwingen muß zu dem, was über die Erde sich hebt und den Gipfel über die Wolken trägt.

I n h a l t.

**Ueber Memnons Bildsäule und die Bedeutung
derselben in gegenwärtigen Briefen.**

Das Unbegreifliche.

Zweck der Frauen.

Das Genialische.

Der Glaube.

Liebe.

Die Ideale der beyden Geschlechter.

Vom Recht.

Das Schmachten nach Unendlichkeit.

Das Zutrauen.

Form.

Religion.

Der Hang zum Veränderlichen im Menschen.

Die Gewohnheit als Vormund der Natur.

Uebersicht.

Memmons Bildsäule in Briefen an Ida.

Meine Ida. In diesen schönen Herbsttagen, die einzigen reizenden dieses Jahres, fuhr mir der Gedanke wie ein Blitz durch die Seele: wie die Welt doch immer bleibt, was sie war und zugleich jeden Tag anders ist wie sie war. Dieses Unerklärliche, mein liebes Mädchen, lassen Sie sich gerne gefallen, es giebt ja so viel Unerklärliches. Wäre alles so außer uns, wie viele brave und gelehrte Männer glaubten und für heute noch glauben: so könnte man

beinahe über diese Aehnlichkeit alter und neuer
 Zeit und zugleich über die Verschiedenheit bei-
 der Zeiten herzlich lachen. — Ich wollte nur
 so viel gesagt haben: alles kommt aus dem
 Herzen, und so verunreiniget sich der Mensch,
 oder tritt jeden Augenblick immer neu und
 schön hervor, wie die Sonne tausende von
 Jahren aus ihrem morgenröthlichen Gewande
 hervorstieg und immer gleich neu und entzük-
 kend blieb. Die Vernunft in dem Menschen ist
 nun alles, wodurch der Mensch etwas ist.
 Aber von alle dem Seyn und allen den Herrlich-
 keiten dieser olympischen Vernunft wissen wir
 wenig. Es kommt alles menschlich zu uns.
 Das Menschliche ist das Herz. Diese Sprache
 des Herzens laßt sich aber gar nicht in Be-
 griffe kleiden, wie wir von herzvollen Dich-
 tern und Liebesumarmungen treulich beunkun-
 det sind. So gestaltet sich dann der Mensch
 so wunderbar, als es nur immer etwas geben

mag. Wollen und Nichtwollen, Sehnen und Befriedigung gränzen so närrisch an einander, daß wir oft über uns zürnen müssen und wäre es möglich, mit geballter Faust den Dämon aus der Stirne heraus schlagen oder uns wegweihen möchten. Ist es nicht so liebe Ida? Die Einbildungskraft ist nun das Band zwischen Gott und Mensch in uns. Dies unerklärliche Vermögen vernenschlicht die Vernunftideen und so wie wir sie durch uns empfangen, bemerken wir zugleich: sie sind nicht das Reine, Ursprüngliche, sondern alles erscheint nur als ein Etwas. So spielen wir mit Ideen, Wünschen und Plauen wie ein Tanzlustiger mit Tänzerinnen; Tänzén und Musik. O! du Adonis wurdest verwandelt in eine Blume — welche schöne Dichtung für das Herz. Wer kann diese Gefühle durch den Geruch andeuten; wer Zeichen geben, wer Farben auftragen, die den Geruch darstellen? wer kann

diese flüchtige Verwandlung aus dem Marmor hervorlocken? Leben Sie wohl.

Großes Ruhm ist es auch Frauen, läset Thuzidides, der berühmteste griechische Geschichtschreiber, den Perikles sagen: wenn von euch eben so wenig Großes als Tadelhaftes unter den Männern bekannt war. Das scheint ihr Geschlecht stark zu treffen. Sollte Pericles, dieser Anbeter der Frauen, Vergnügen gefunden haben, dieses Geschlecht zu reizen, oder ist es die lose Eingebung eines scherzhaften Geschichtschreibers? Dazu schreibt Thuzidides zu ernst. Fragen Sie indeß bei sich selbst an, liebe Ida, ob die Bestimmung eines Weibes große Thaten, Ruhm, Glanz, oder unbemerkte Geschäftigkeit, häusliche Stille und kindliche Einfalt sey? Frauen müssen

durch das Anschauliche in den Stand der Beurtheilung gesetzt werden. Stellen Sie sich ein liebes Weib in aller seiner Zartheit, Empfindsamkeit und in seiner idealischen Weiblichkeit vor und lassen Sie dieses gelehrte Werke schreiben, oder am Katheder sitzen, oder mitten unter weisen Männern disputiren, oder gar an der Spitze eines Heeres wie Johanna d'Arc fechten — ich darf das Bild nicht weiter ausführen. Solche glorreiche Weiber wachsen zwar wie Kolosse vor unsern Augen auf, aber das Gefühl der Ehrfurcht bei einem männlichen und weiblichen Helden ist so verschieden, als wenn wir ein junges Mädchen von 13 Jahren in allen gymnastischen Übungen hervorragen sehen und wir sehen das nemliche von einem Knaben gleiches Alters. Man hegt freilich Theilnahme, aber diese ist so wunderbar gestaltet, daß wir kein Vergnügen verlieren; wenn das Mädchen diese männlichen Übungen

nicht versteht. Wir staunen die gelehrten Frauen an, aber dieses erhabene Gefühl bei einem gelehrten und zugleich scharfsinnigen Manne tragen wir jenen bei weitem nicht entgegen. Es sind seltene Naturprodukte aufser der Regel, aber gerade diese taugen wegen ihrer Ausnahme auch zu nichts als zu einer Betrachtung über die verschiedenen Abwege, welche die Natur wie aus sich selbst waget. Mir ist dies bei einer Frau so gegangen, welche über eine sehr sonderliche Materie geschrieben hat. Ich erinnere mich, mit ihr an einem schönen Sommerabend auf dem Lande gewesen zu seyn. Man bereitete ihr ein kleines Feuerwerk. Sie und wir Alle gingen hinaus. Es war ein gar romantischer Anblick, das Feuer zwischen den Bäumen und Büschen in einem lieblichen Garten lodern zu sehen. Kaum erblickte sie es, so sagte sie: ich finde es etwas kalt und ging zurück. Ich folgte ihr

wollen Sie schon nach Hause? mich friert, ich befinde mich nicht gar wohl und so begab sie sich hinauf. Diese Frau hatte bei allen ihren Sonderbarkeiten viel Anziehendes für mich, aber es trug einen Anstrich des Auffallenden und nicht des eigentlichen Bewunderns und gab mir keinesweges die Fülle des Gefühls, welche ich in Gegenwart großer Männer gewahre. Mehr und minder geht es mir mit allen gelehrten Frauen so. Sie hören auf, Weiber zu seyn. Selbst eine Dichterin verliert als Weib. Das scheint Ihnen sehr sonderbar, da Dichten von einer Seite ins Weibliche hineingreift, wie je etwas Wesentliches zu einem Gebilde gehört. Das will ich Ihnen auch erklären. Gewöhnlich finden Sie bei diesen Frauen weit mehr als diese Gabe. Sie kennen alles gut Geschriebene aller Nationen und da dehnt es sich wieder zu einigen Folianten Wissens aus; welches ich wider die Natur eines Weibes halte.

Nachdem gehört zu der Verständlichkeit etwas Kunstmäßiges. Man vernimmt nicht allein den Rhythmus, den Einklang der Begeisterung; nicht allein die Inspiration einer pythischen Priesterin, sondern der Ausleger dieser Göttin vereinigt sich in der Dichterin mit der Dichterin. Dieses Kunstmäßige nun, was nothwendigerweise dazu erfordert wird, mußfall nur an einer Frau. Überdem finden Sie bei den meisten Dichtern eine Art Laune, etwas schiefes, barokkes — das man sich an Männern wohl gefallen lassen, aber bei Frauen ganz eigener Weise gebrochen werden muß, um sie nicht bloß komisch, sondern abgefeimakt und widrig zu finden. Nun ist das Große unsers Thukydides etwas anderes als Dichten und so ersieht er sich seinen Satz schon durch die Natur des Weibes. Alle Laster, welche wir von Weibern hören, sind uns doppelt abscheulich, weil sie Laster sind und weil wir sie bei einem

Weibe finden. Nehmen Sie Schwelgen, Unzucht, Diebstahl, Mord, alles was Sie wollen. Eine Frau hat wegen ihrer Bestimmung: Kinder zu gebären und diese zu erziehen, nicht so viel Anreize, schlecht zu werden als ein Mann in tausend dädalischen Verwirrungen seines Lebens. Ihre Wirtschaftlichkeit, ihr Wachen fürs Wohl des Hauses, ihres Mannes und ihrer Kinder liegen in einem so kleinen Zirkel zusammen, welchen sie wie einen Kranz umfassen und übersehen mag, so daß keine Blume darin unbemerkt verwelken oder herausfallen kann. Das Erziehen bedarf einer steten, milden Sorgsamkeit, einer Gleichheit der Stimmung, welche der Frau, ihrer Muse wegen und zufolge ihrer Einformigkeit der Tagesgeschäfte sehr wohl und leichter ansetzt als dem Manne. Das Lächeln der Zufriedenheit, die Heiferkeit, welche die Sonne für eine Familie in Rücksicht ihres Gedeihens und ihrer Freude

ist, ruhen tiefer und zarter in den weiblichen Umrissen, sind feiner um den bescheidenen Mund, den klaren Blick und die faltentlose Stirne gegraben als bei den Männern. Lebt eine Frau tadellos, und man weiß, sie ist eine gute Mutter guter Kinder, so besitzt sie unsers Thuzidides großen Ruhm. Das Weib bleibt mehr in sich. Es äußert sich nur gegen die nächsten Gegenstände um sich her und dann freilich um so inniger, ausschmeigender, herzerhebender und wahrer. Der Mann muß immer außer sich gehen. Er muß erliegen, was er erliegen kann. Gelingt ihm sein kühnes Streben, so umfaßt dieses Streben viele Mittelgegenstände und diesen ganzen Raum erfüllt er mit seiner That. Er verrichtet etwas Großes. Dies liegt außer der Sphäre eines Weibes; dieses gründet sich großen Ruhm durch seine Ruhmlosigkeit, durch seine Unbekanntschaft mit der ruhmgewandten Welt. Es erfül-

let seine Pflichten, welche um dasselbe herliegen. Aber um so unverzeihlicher ist bei einer Frau auch die Tadelnswürdigkeit. Wer in einem Gleise gehet, kann sorgsamer gehen, und es liegt an ihm, wenn er fällt. In der Ruhelosigkeit seinen Ruhm suchen liebe Ida, Bedarf einer Überwindung, deren Männer gar nicht fähig sind? Hier geht das Weib zunächst an die Göttlichkeit. Aus bloßer Bestimmung der Pflicht sinnt es seiner Geschäftigkeit nach und es geht so seinen ordentlichen Gang, aber es gilt einem nicht mehr als die Gesundheit, wenn man nie krank war. Die Männer ringen stets nach Lorbeeren und Eichenkränzen und sollten sie auch nur ein Blatt von dem Kranz aufheben. So geht wirklich das Weib in Hinsicht der Ausführung weit näher an das, was man soll als der Mann, und ein würdiges Weib erringt sich weit inniger die Achtung seiner Familie als ein würdiger Mann die Achtung der

Welt. Kehren Sie es um liebe Ida. Da gefällt uns das Weib noch so erträglich, aber der Mann, welcher eine klägliche Rolle spielt dieser als Weib. Bei dem Weibe bleibt die Übernehmung männlicher Geschäfte doch wenigstens Spiel, weil sie es mit Grazie zu thun versteht; bei einem Manne wird die Übernahme weiblicher Geschäfte Ekel, denn er that sie mit Plumpheit und Ungeschicktheit. So wollen wir dann beiden Geschlechtern ihren eigenthümlichen Punkt lassen. Männer suchen den Ruhm in etwas Großem; Weiber in der Unbekanntschaft mit vielen Menschen. Ich bete Sie an liebe Ida, nicht als die Siegerin einer halben Welt, wohl aber als die treue Mutter einiger gesunder und guter Kinder.

Einsamkeit ist die Schule des Genies, Gesellschaft bereichert den Verstand, sagt Gibbon. So soll der Genius alles aus sich selbst haben; eine unvergängliche Goldmine seyn, welche um so reiner und gedigneter ist, desto weniger sie mit etwas fremdartigen vermischt ward. Der Verstand fasset zusammen — je mehr sich anfindet, desto mehr vereinigt er. Seine Zusammenfassung der Ideen machen Vorstellungen von wüklichen Dingen oder von erfundenen idealischen aus. Ich bin mit guten Büchern in Gesellschaft und fasse so viel neues auf, als ich vielleicht ohne diese nie erlangt hätte. Mein Verstand wird so üppig und gefüllt wie ein guter Magen unter ausgesuchten Speisen. Sie finden dies ziemlich körperlich geschildert. Aber so ist es in der That. Die meisten Menschen überfüllen ihren Verstand wie ihren Magen. Glauben Sie aber nicht lieber, als sollte man seinen Verstand nicht be-

reichern. Indes gleiche ich mit bereichertem Verstande einem voll geschriebenen Pergamentblatte. Das Blatt kann nicht mehr liefern als darauf steht. — Der Mensch mit bloßem Verstande — im engen Sinne des Wortes genommen — hat auch schlechthin nichts Eigenes. Der Verstand bleibt der bloße Behälter unserer Seele, damit das Empfundene und Aufgefaßte nicht augenblicklich wieder verfliege, sondern zusammen gehalten werde. Daß die Empfindungen — wie soll ich es nennen — Gedanken werden — oder kurz, das ein Ganzes entsteht, ist das Geschäft des Verstandes. Der Verstand nährt nun das Vermögen, dieses durch ihn aufgefaßte Etwas sich wieder zu erinnern und bildet dadurch das Gedächtniß. Ein bloßer Gelehrter, das ist ein Mann, der viel weiß, bedeutet immerhin nichts mehr als ein vollgeschriebenes Buch. Er zeigte hinlängliche Geduld, bei den Büchern und Schriften zu

sitzen, bis er die Kopie aller dieser Folianten buchstäblich in sich trug, so wie der Reisende sein Ohr jedweden leihet, um von jedem etwas zu erfahren, es in sein großes Reisebuch, seinen Verstand zu legen.

Die größten Geister hatten fast immer am wenigsten gelesen und gehört. Nehmen Sie Homer, Ossian, Shakespeare und nehmen Sie Jesum. Es ist alles Genie — das heißt nun ursprünglich: Sie gebieten und es ist da. Gedanken werden durch sie in uns erschaffen, welche nie in uns aufgekeimet wären. Das Genie hat ferner noch in sich, daß es sich nicht angeben läßt, worin es liegt. Wir fühlen den Säusel und vernehmen sein Schweben, ohne zu ahnden, woher er kommt und wohin er geht. Wandeln Sie in einer Sommermondnacht. Jeder Theil für sich macht diese Seeligkeit nicht aus; auch weiß man nicht, wie

jeht dazu beiträgt, aber das Ganze giebt Le-
 ben und Fülle, giebt Seele und Geist. Die
 einzelnen Wörter tragen das Genialische
 nicht an sich — Sie kennen sogar alle diese
 Wörter, aber wie sie an einander stehen, wie
 sie in einander greifen, wie Schlag auf Schlag
 ihr Sinn fürs Schöne getroffen und ergreifen
 wird; wie die Worte unter Ihrer Zunge fort-
 rollen und unter ihren Augen fortschwimmen;
 wie Sie mit jeder Sprache sich sagen: anders
 könnte nicht stehen; anders sollte man nicht
 darüber schreiben; Natur und nichts wie Na-
 tur! nichts Gesuchtes, nichts Gekünsteltes;
 kein Prunk, kein Aufwand von Worten und
 doch so viel Erhabenes und Herzerhebendes —
 — das ist Genie. Was ist nun Genie? Könnte
 ich ihnen das sagen, liebes Mädchen, so ge-
 be es eine Schule für Genie, wie für den Ver-
 stand. Einsamkeit ist zwar ihre Schule. Aber
 lernt man denn dort, oder lernt man über-
 haupt

haupt in einer Schule? Man lernt nichts, was man nicht schon weiß. Ich lese nicht. Was nicht in Ihnen ist, soll nicht in Sie kommen, liebe Ida. — Verstehen Sie mich wohl. Alles ist nur Entwicklung. Der Lehrer giebt, blos Gelegenheit. Wo kein Geist ist, wird keiner hineingefropft und hineingeimpft. Ähnlicher Saft muß in dem Zweige seyn, wenn eine ähnliche Frucht hervorgeleckt werden soll. In der Einsamkeit entwickelt sich der Genius reiner und unverfälschter. Er bleibt das Kind der Natur und geht aus sich selbst hervor wie das Licht aus der Sonne. In Gesellschaft würde demnach der Umgang das Seinige thun, den Verstand zu bereichern und dieser würde manches wieder geben, was nicht ihm gehörte, sondern nur freundschaftlich mitgetheilt oder geschenkt war. Homer hatte nichts wie die Natur und alle seine Helden sind Naturmenschen: das will sagen, nicht durch Kunst und

Mode gegüngelt und gebildet. Homer sagt uns
 in jedem seiner Gesänge etwas Neues, stellt
 uns jeden Mann von einer Seite vor, wodurch
 er am meisten uns bekannt wird und ist immer
 Homer, nie ein Zweiter oder Dritter. Er trifft
 den Charakter der Personen — denn jede Per-
 son zeigt etwas Charakteristisches — und hält
 ihn fest. Der Beiname giebt den Abdruck der
 Person und darum darf der Scharfsinnige auch
 nicht zehnley Beschaffenheitswörter von einem
 Menschen geben, wenn er den Wesentlichen
 traf. Der Genius ist also das Ursprüngliche.
 Wie kann man nun das Genie mit Worten oder
 mit Mienen andeuten, oder sagen, worin das
 Ursprüngliche bestehe? der Genius ruft: es
 werde und es ist — weiß aber nicht, wodurch
 es ist. Er weiß nicht, wie sein Ruf das Werde,
 nach sich zieht. Die Strahlen fallen auf die
 Bildsäule. Harmonische Töne entklingen ihr.
 Du hörst, du staunest. Das Geheimniß liegt

in dem Ursprünglichen. Das Genialische ist leicht zu erkennen, denn es ist nicht das Gemeine. Sie finden sich in einem andern Lande, Selbst die Sprache wird Ihnen eine andere. Je mehr die verschiedenen Vermögen in einem Kopfe im Gleichgewichte stehen und jedes Vermögen vorzüglich sich äußert, desto größer ist das Genie. Äußert sich kein Vermögen vorzüglich, so ist der Mensch ein gemeiner Kopf. Äußert sich nur ein Vermögen vorzüglich, so besitzt dieser Mensch zwar Genie, aber er gehört nicht zu den Großen. Bei welchem Empfindung großes Uebergewicht über seine Vernunft behält, bei dem überströmt es. Bilder reihen sich an Bilder, steigen zu Wellen an und man verliert sich in diesen Ozean der Empfindungen. Wohnet aber die Vernunft mit einer eben so hervorragenden Kraft in diesem Kopfe, so schmelzen die lebendigen Ideen mit den reinsten Empfindungen zusammen, daß sie

sich gegenseitig auflösen und wieder verbinden und in dieser Doppelkraft können wir nicht an-
 geben, was uns am meisten wegreißt. Wir
 ersinken diesem Gewichte, ohne gepreßt zu
 werden, wie das bei einer einzelnen Kraft sehr
 leicht geschehen kann. Lesen Sie Klopstok.
 Diese Einfachheit möchte beinahe zersplittert
 scheinen, aber sie ist auf eine unbegreifliche
 Art durch etwas zusammen gehalten, was uns
 die Idee immer lebendig im Geiste erhält, ohne
 daß sie in ein Luftgebilde zerrinnet. Deswegen
 kann das Griechische nie langweilig, nie alt
 werden, denn es besteht nur für sich. Phidias
 Bildsäule giebt es nur eine. Wir kennen nur
 ein Gemälde der Auferstehung Jesu, welches
 das Gepräge der Originalität trägt. Wir be-
 sitzen nur einen Homer. Mit Recht legten die
 Alten großen Geistern einen Genium bei. Die-
 ser Genius war eine unsichtbare, göttliche
 Kraft, welche den Geweihten ab und zu be-

geisterte und ihm die Gedanken vom Olymp einflößte, oder den Meißel durch des Künstlers Hand führte, oder die Pinselzüge unter des Mahlers Fingern hinhauchte. Wie will der Dichter, wie will der Künstler diesen Zauber schildern. Er fühlt sich ergriffen, aber diese Ergreifung übersteiget das Menschliche und er sitzt für jene Augenblicke in dem Rathe der Götter. Dann gehöret er nicht den Sterblichen an, sondern stehet über allen Erschaffenen, indem er als Erschaffer des Unerchaffenen selbst ein Unerchaffener, ein Unendlicher seyn muß. Darum kehret ein Genius in ihm ein. Hier bedarf es keiner Anstrengung, hier giebt es kein Verdienst, hier beten wir nicht die Gestalt an, sondern das Unsichtbare in dieser uns ähnlichen Gestalt, wodurch jene sich von dem Inneren aller Übrigen unterscheidet. Doch bemerken Sie folgendes. Die nicht vom Genius begleiteten Wanderer fühlen auch das Göttliche und

ihre Seelen, überwältigt von Hochgefühlen, werden von jenen unsichtbaren Kräften geregt. Die Produkte überfliegen ihre Denkkraft; die Wärme, das Erhabene, was jene zurücklassen, giebt den Zuschauern einen Schwung, wodurch alles Irdische in ihrer Anschauung verlischt. Ja, in diesem Anschauen der Schönheit, eines Wesens, das Schönheit ist und giebt, verlieren sie sich wie Sokrates in den Strahlen der Sonne. Nach diesem Bekenntnisse tragen wir also etwas in uns, das unweit höher liegt, Sphären berührt, welche wir nicht sehen, aber wir ersen eine Zeit, welche erst nach Verwandlung unserer Schale mit leichten Schmetterlingsflügeln erfolgen wird, wo alles die Sterblichkeit ablegt und das Unendliche annimmt. Trügen nicht die Zuschauer zum Theil einen Genium in sich, so könnte auch selbst das Genialische ihnen nichts offenbaren, so wenig den Blinden mit hohen Worten oder scharfen Tönen

Farben gestaltet werden können. Wo hervor-
 stehendes Genie wohnt, entwickelt es sich
 selbst in den barbarischen Zeiten. Es bedarf
 keine äußeren Anerbietungen, um gleichsam
 in der Zeit der Noth seine Kräfte zusammen
 zu raffen und bei dieser Anstrengung sich selbst
 zu überraschen. Homer, Ossian und Shake-
 speare waren keine Gelehrte; auch lebten sie
 nicht unter vorzüglichen Menschen. Damals
 waren die Griechen nicht in ihrem blühendsten
 Zustande; die Skandinavischen Völker, wilde Jäger
 und Shakespeare brachte seine Jugendzeit in ei-
 nem Zirkel zu, wo an keine große Cultur zu
 denken steht. Der Genius strahlt hervor wie
 ein Licht in dunkler Nacht. Durch besondere
 Vorfälle entwickeln sich gemeine, menschliche
 Kräfte, aber das Überirdische erhebt sich in
 Klüften und Hölen und sollte der Begeisterte
 auch nur Wälder und Höhen um sich beseeleu
 und in ihnen wie in einer Pleroma, einer

Geisterwelt leben, wie Amphion durch Berührung seiner Saiten, Felsen und Klüfte um sich her beleben sah. Was erst durch Revolutionen erwacht, gleicht einem Auswuchse in der Natur — Genie ist das Kind der Natur. In den liebevollen Szeuen dieses Schauplatzes ergießen sich die Empfindungen nach und nach und je erhabener das Genie ist, desto mehr einigen sie sich zu einer Idee und entkleiden diese von allem Sterblichen, bis ein reiner, unverweslicher Geist hervorschwebt in Lauterkeit und Klarheit. Betrachten Sie die Bildhauerkunst. Gemeine Menschen werden sich nie an diese wagen, wie doch Manche mit Versen und Farben stümpfern. Schon das Beginnen verkündet eine Beharrlichkeit, eine Kraft, die Aufopferungen kennt und das Große verehrt. Denken sie sich bloß die Zeit, welche zu einem erträglichen Stücke im Marmor erfordert wird. Denken Sie sich den Fleiß, die Auf-

merksamkeit, die Mäßigung, welche dazu gehören, um den Meißel geschickt zu führen; nie zu tief in den Marmor zu dringen, den Umriss vor seinen Augen, oder gar in seiner Phantasie wie mit einer Schnur zu ziehen und seine Hand so geschickt zu leiten, daß kein Staub mehr abfliehet, als der nothwendige Schatten gebietet. Freiheit und Zwang wirken hier so allmächtig, daß der Künstler bald dem Gesetze der Natur zu erliegen scheint, bald mit der Kraft seiner Einbildungskraft diese Tafel zerbricht und etwas erschafft, was einer Unbegreiflichkeit gleich. Nun stellen Sie sich den Bildhauer vor. Er muß von keinem Zwange gegängelt werden und doch soll ein Gesetz darin liegen. Er muß Phantasie und das in einem hohen Grade besitzen, um theils etwas neues zu erschaffen, also Ideenzeuger zu seyn und theils während seiner jahrelangen Arbeit dieses sanfte, sich immer gleiche Feuer

nicht erkalten lassen; nichts Fremdartiges hinein mischen und sich selbst getreu und wahr bis an den letzten Zug seiner Hand bleiben. Freilich behaupten mehrere, daß die Bildhauer von jeher ihr Ideal zuvörderst in Wachs poussirt hatten. Dies läßt sich aber nicht von Allen beweisen. Die Idee ist also das Höchste. Zur Ausführung derselben bedarf der Künstler Empfindung, und diese Empfindung muß rein seyn. Welche Aufgabe es zu üben! Hier entdecken wir Üppigkeit und doch die höchste Einfachheit. Ideen reihen sich auf Ideen; Empfindungen überwallen Empfindungen und doch rinnen alle in eine Hauptidee und Hauptempfindung zusammen wie ein Springbrunnen, der mit hundertfachen Armen sein Kristallwasser in die Höhe wirft und es mit einem sanften Regen in seinen Quell wieder zurückempfängt. Die meisten Dichter zeigen mehr Empfindung als Geist und daher nahen

sie sich mehr dem Nachzunehmenden. Hingegen Klopstok zu kopiren, ist klimpern auf einem Hackbrette; denn es liegt etwas in dessen Rythmus, was nur sein Genius zu geben weiß und was wir verstehen, ohne dieses Verstehen zu begreifen. Was die Natur in einer Dichtart betrifft, wüßte ich keinen meinen geliebten Bruder an die Seite zu setzen. Er singt nur Empfindung und wenn er recht verständlich prosaisch seyn will, schwelgt er dithyrambisch. Er scheint sich immer zu wiederholen. Seine Lieder gleichen einem Wiegenliede oder einem Eoëe Bachus. Er ruft alles hervor, was nur mit Gesang und Tönen, Laut und Seufzer angegeben werden kann. Nun zu sagen: Klopstok ist ein ganz anderer Mann als Kosegarten wäre nicht viel gesagt. Er ist freilich ein ganz anderer Mann. Mozart entzückt mich — er ist nichts wie Geist und der Kenner wird durch das Anschauen der Noten schon in Begeiste-

zung gesetzt. Indes liebt dieser Künstler und ich und alle Musikliebhaber lieben auch einmal in den Wald am plätschernden Bache in die tiefe Einsamkeit zu gehen und die Nachtigall zu hören. Ihr Gesang bleibt freilich der nemliche, aber es ist so süß, in einen Lully-gesang eingewieget zu werden.

Sagen Sie mir Liebe, wann uns Empfindung oder wann uns Gedanke überflüssig ist? Dann will ich entscheiden. Bis dahin wollen wir keine Dichter, keine Künstler vergleichen, sondern sie neben einander lesen und lieben und sie in dem Geheimsten unserer Seele wie Freunde und Kinder pflegen und Herzen. Sie werden einwenden: Ideen gelten doch mehr als Empfindungen. Jene seyen himmlischer, diese irdischer. Empfindungen der Art, welche ich gegen Sie erwähnte, sind nur Ausflüsse von Ideen — diese kommen nur mehr vermenslichter hervor als jene. Ist das Schöne

eine Tochter der Menschheit, so hat Empfindung so viel Anspruch auf sie und beinahe noch ein bisschen mehr als der Geist, wiewohl Ideen zum Grunde liegen, aber diese Ideen verstehen wir nicht, wenn sie nicht mit Empfindungen sich bekleiden. Was ist nun früher? — Die Sonne oder der Strahl? —

Es giebt vieles, was wir glauben und was wir nicht glauben sollen. Nichts sucht man uns wechselseitig mehr zu entreißen und mehr aufzudringen als den Glauben. Wir lächeln dem Ungestümen zu, der uns etwas zu glauben nöthigen will, oder durch sophistische Sätze uns glaubliche Dinge abdisputiren will. So scheint der Glaube bald, sich auf nichts zu gründen und dann wiederum den zusammenhängendsten Schlüssen die Spitze zu bieten.

Der Glaube war gewiss ein Gegenstand Ihrer öfteren Beschäftigung. Ich möchte den Weisen alter und neuer Zeit sehen, der nicht geglaubt hätte. Berkley, Spinoza und Hume mit seinen entferntesten Anhängern kann man den Glauben nicht absprechen. Ja, Berkleys *Le're* gründete sich sogar auf Glauben. Er will von keiner *Materie* wissen, sondern behauptet: alles entstehe durch uns. Sehr fein ist unter andern folgendes Beispiel. Ritze ich mir den Finger mit einer Stenadel, so findet sich in der Stenadel nichts, dieser Empfindung ähnliches. Er überläßt uns nun den Schluß: daß die schmerzhaftige Empfindung durch mich selbst entstehe; denn die Nadel und das Ritzen, beide für sich genommen, geben keinesweges den Schmerz als Folge an. Berkley schließt nun weiter: die Dinge haben keine Empfindungen, sind überhaupt nichts. Dieses gewaltigen Sprunges im Schließen nicht zu gedenken, läge ihm

heute diesen Tag noch anheim, zu beweisen: ob denn Schmerz und Behaglichkeit nur nach Gutdünken in uns erzeugt werden, oder ob Annäherung und Entfernung gewisser Gegenstände dieses und jenes bewirken. Überdem unterscheidet er selbst die sinnlichen Dinge von den Dingen der Einbildungskraft, indem er jene von außen durch Gott zu uns führt. Mag er nun immerhin Gott zu dem Inbegriff aller dieser Gegenstände machen, welche mindest uns Gelegenheit geben, so und nicht anders zu empfinden, so nimmt er doch etwas an und nennt bald darauf die Erschaffung aller Dinge die Realisirung für denkende Wesen. Hier beruhet nun alles auf Glauben. Ich muß glauben, daß Gott nur die Dinge realisirt; daß alles in mir ist, daß nicht alles bloßes Spiel meiner Einbildungskraft bleibet, wohin nachher andere Skeptiker gediehen sind, sondern durch etwas mich bestimmt. Hier gerathen

Sie meine Liebe unverhofft auf einen Theil des Inhaltes, welcher zum Glauben gehöret. Ich muß etwas annehmen, weil ich es so am besten begreifen kann, ohne daß ich einen Zusammenhang zwischen der Ursache und Wirkung kenne.

Spinoza verfährt mit seinem Glauben etwas systematischer. Er nahm die *natura naturata* zum Hauptprinzip an. Gott ist *naturans*, der alles Wirkende; *naturata* die erzeugte Kraft. In wie ferne alles zum Menschen kommt und auf den Menschen wirkt, ist es die unendliche Kraft, *naturans*. Sie wird eine in Grenzen bestimmte Kraft, eine Kraft, die nur auf einen gewissen Gegenstand hinzielet, und so heißt sie *natura*. In der Wirklichkeit ist alles begrenzt, in der Idee unendlich. Mit einer bestimmten Kraft wirkt Gott auf uns und so geht alles in diesem Zirkel umher — das Endliche

liche strömet in die Unendlichkeit zurück und das Unendliche ergießt sich mit Millionen Armen in das Endliche und wird in jedem Moment erzeugend, wie eine Herzkammer auspreßt und die andere empfängt, so alles Blut durch das Centrum durchströmet und von hier in die vielfachen, feinsten Äderchen und Kanäle sich ergießet. Gehöret zu dieser Gestaltlosigkeit aller Dinge, zu diesem Schein in der ganzen Natur, zu diesem Spiel der Kräfte, nicht ein alles übersteigender Glaube? die Natur ist das Spielwerk in den Händen ihres Schöpfers. Mit ihr gaukelt er, um sich die Langeweile zu ersparen. Wie eine Seifenfeerei verbläst sich alles in ein Nichts. Wir gerathen durch diesen kühnen Zweifler zu einem andern Beschaffenheitstheil des Glaubens; der Glaube, welcher nicht für Sekunden, sondern für ewig in dem Menschen angenommen ist, betrifft das

Unbegreifliche und ist das letzte, wohin der kühnste Verstand nicht dringen kann.

Hume ging weiser und konsequenter wie Alle. Was wir an Sachkenntnissen, an Begriffen, an Ideen in uns entdecken, entsteht durch Erfahrung, Aehnlichkeit, Verbindung in Zeit und Raum, und Ursache und Wirkung sind das dreifache Band, wodurch Vorstellungen in uns entstehen. Aus Gewohnheit schließen wir: wenn dies da ist, folgt jenes; z. B. indem wir wahrnehmen, wo Feuer sich mit einem Gegenstande vereinigt, da wird der Gegenstand aufgelöst, so halten wir dies für einen unumstößlichen Satz, ohne beweisen zu können, daß nicht einmahl die Folge ausbleiben werde. Unsere ganze Nothwendigkeit der Begriffe besteht darin: es folget so, ohne die Folge selbst zu kennen. Das Eingebildete von dem Wirklichen unterscheidet sich dadurch,

dafs letzteres mit einem Gefühle verknüpft ist. Die Uhr vor mir unterscheidet sich von einer Uhr in meiner Einbildungskraft, dafs ich ein Gefühl gewahre, welches mich nöthiget, diese Uhr so zu lassen und sie nicht wie eine Uhr in meiner Einbildungskraft nach Gefallen anders zu gestalten und augenblicklich wie ein Nichts zu behandeln. Bei Hume beruhet in der That vieles auf Glauben. So wahr dieser Weise sagt: dafs die Erfahrung nie zu etwas Nothwendigem führet, so wenig kann er doch darthun, dafs es nichts nothwendiges gäbe, was gar keine Erfahrung ist. Ohne die vielen Sätze der neuen Philosophie anzuführen, liegt meinem Dafürhalten schon darin Nothwendigkeit, dafs ich selbst wider meinen Willen Gefühl von etwas haben mufs. Laß mich noch so angestrengt einem Gegenstand nachsinnen, oder bei ihm verweilen, der meine ganze Aufmerksamkeit fesselt, dennoch werde ich das Prük-

kein einer Nadel in meiner Seite fühlen und ich bin genöthiget es zu fühlen. Nun zu sagen: es war immer so, schlägt sehr wenig. Mein Ich kann mich bestürmen, nicht fühlen zu wollen und dennoch muß ich fühlen. Hier ist Nothwendigkeit — doch war dies nur beiläufig gesagt, denn wir hatten mit den Gläubigen zu thun und so gerathen wir auf eine dritte Eigenschaft des Glaubens: was mir auf eine oder andere Art aus meiner Unbegreiflichkeit hilft, muß ich glauben und das ist mehr als etwas dahin gestellt seyn lassen.

Da ich nun hoffe, Ihnen aus den Zeugnissen der größten Zweifler bewiesen zu haben, daß man glauben müsse, fragt es sich nicht so sehr: was muß man glauben, sondern wie geht es zu, daß alle Menschen etwas glauben müssen, oder vielmehr, daß der Glaube noch jenseits des Beweisens gehe. Was muß man

glauben? was Ihnen heilig ist und wohin kein Beweis führet. Hier gerathen wir auf das rechte Feld. Wir beweisen so gerne und fordern beständig Beweise, und dennoch sollen gerade die heiligsten Dinge geglaubt werden, indem sie nicht bewiesen werden können. Dies ist wirklich eine Angelegenheit des Herzens liebe Ida. Reißen Sie Gott, Unsterblichkeit, Beweggrund der Pflicht, des Rechtes, selbst gegen ihre entschiedene Neigung aus dem Busen; sagen sie sich: ihr seid Phantome, ich gebe euch auf und thue, was mich gelüstet. Selbst der Bösewicht kann diese Gegenstände in seiner Seele nicht aufheben, wiewohl er ihrer spottet, aber sie lassen dennoch einen Stachel im Herzen zurück. Die Vernunft bringt jene unbegreiflichen Glaubenssachen in Anrede. Sie geht ins Unendliche, aber wie kann unser Auge folgen? Wir greifen nach Schatten, erschließen aber nie die Unendlichkeit und unsere Flügel

der Einbildungskraft schmelzen wie des Dädalus Flügel in der Mittagssonne. Alles geht durchs Herz, hier aber nimmt es den Stempel der Menschlichkeit an sich. Da nun die Vernunft als der beweisende Theil uns nicht in ein gestaltloses Etwas begleiten kann, sondern wir in dem Moment der Hinübertragung in die unsterblichen Gefilde des Wissens gedankenlos zurückkommen, wie die Lebenden, denen es vergönnet ward, in die Unterwelt zu gehen, alles mit ihrer Rückkunft vergelsen — so naht sich nur das Unendliche uns durch das Herz. In diesem Augenblicke bleibt bloß die Forderung nach, das ist die Wirkung der Vernunft, aber der Beweis bleibt zurück; denn die Vermischung mit dem Herzen erlaubt es nicht, gewandlose Dinge — unendliche — mit einem Gewande zu umfassen. Hier ist der Glaube nun so nothwendig, wie ich bei anhaltendem Feuer Wärme spüren muß oder die Einschneidung

eines Messers in meiner Haut fühlen muß.
 Die Vernunft drängt gleichsam auf das Herz.
 Das Herz kann sich also nicht anders erklären.
 Wer kann nun widerstehen? und wer kann
 beweisen? Da hier alles Begreifen aufhöret,
 so ist dieser Glaube das beste Zeugniß. So
 sehr wir Leichtgläubigkeit zu vermeiden haben,
 so sehr verlangen wir Zutrauen zu dem Glaub-
 würdigen.

Bei Seite gesetzt, was alle Menschen glauben müssen und wovon wir eben ausführlich gesprochen haben, und was Alle glauben sollten, wenn sie gleich das Gegentheil bekennen, wiewohl sie durch ihr ewiges Zweifeln zu verstehen geben, daß sie den Dorn im Herzen nicht tilgen können — dies alles bei Seite gesetzt, sage ich, so müssen wir doch andere alltägliche Dinge glauben. Ich muß glauben, daß etwas außer mir ist, weil ich es fühle.

Dieser Satz Humens ist gar nicht zu bestreiten, obgleich wir gar nichts deutliches damit verbinden können, als daß wir eine Ähnlichkeit herausbringen, die uns wunderbar beschäftigt. Ich hoffe: Sie verstehen mich liebe Ida! In Ihnen gehen mit mir bei gleichen Gegenständen ähnliche Vorstellungen vor und diese sind mit ähnlichen Empfindungen verbunden. Aber wie kann ich diese beschwören. Geben wir einerlei Gegenständen den nemlichen Namen, was verschieben diese willkürlichen Zeichen gegen die nicht willkürlichen Begriffe? Wie weit mögen wir darin von einander abgehen? Welche Nebenvorstellungen knüpfen sich bei Ihnen an diese und welche bei mir an die nemlichen Gegenstände? Wer wird dies Geheimniß auflösen? Die todtten Zeichen geben keine Seele. Sie sehen den reichen Halm aus einem Korn entstehen, das sich zuvor auflöset, in Gährung geräth und in dem Moment seiner Zer-

störung einen neuen Keim gebiert. Gehöret hiezu nicht ein Glaube, vermöge des man Berge versetzen könnte! Aber wir sind an diese Geheimnisse so durch das tägliche Anschauen gewöhnet, daß es uns lächerlich vorkommt, diese wunderbar zu finden. Ich muß glauben, daß die kleineren Welten um die größeren in einmahl beschriebenen Linien laufen; daß diese Pünktchen in der Milchstraße lauter Sonnen sind, obgleich diese tausend mahl tausend Sterne mit einem Blicke von mir umfasst werden und wie in einen Zirkel zusammen geschoben, an einander liegen. Es ist alles Glaube. Müssen wir uns die Redlichkeit nicht einander zutrauen? Fuhr je eines Menschen Auge untrüglich in das Herz seines Bruders hinab? Bleiben nicht ewige Rätsel in unseren wechselseitigen Gedanken, in dem Inneren eines Jedweden, die jeder sich selbst nur angeben aber in keine für Andere erkennbare Zei-

chen bringen kann. Besteht die Aufrechterhaltung der täglichen Geschäfte nicht durch den gesammten Glauben, welcher die in einem Staate zusammengegangenen Menschen zu einander führt und durch Gesetze vollziehende Kraft verschafft? Ich selbst muß ja glauben, daß ich vermöge meiner Hand der Feder meine Vorstellungen überliefere, obgleich ich den Zusammenhang meiner gefälligen Hand mit meiner pfeilschnellen Denkkraft gar nicht zu vereinbaren weiß — ich muß nach 10 Jahren, wenn ich während dieser, gegenwärtige Zeilen nicht wieder sehe, glauben, daß ich sie wirklich geschrieben habe. Alles ist Glaube. Mögen die Naturalisten auch zweifeln? Gehöret wohl zu einem Systeme mehr Glauben, als gerade zu diesem? Diese glauben, daß der Zusammenhang in der Natur durch die Dinge selbst im Zusammenhange beharre und fortwirke. Welch ein unbegreiflicher Glaube wird nicht

erfordert, dieses Ungleiche zwischen den Dingen und ihren Wirkungen im Zusammenhange zu finden, und dem was an sich Trägheit besizet, kurs tod ist, unter gewissen Umständen, gedankenvolles Leben und Bewegung zu geben? durch todtte Dinge kömmt kein Leben hervor. Es strudelt vor meinen Blükken. Erd' und Himmel rollen in ihren Bahnen dahin und im Raum und Zeit schlingen und lösen sich alle Knoten, welche kein Alexander zerhauen, kein Haephestion weben, kein Plato idealisiren kann. Halten Sie theuer und werth ihren Glauben, meine Ida — ich glaube, daß Sie ein trostliches und geistreiches Mädchen sind. Ich glaube eine Memnons Bildsäule und bilde mir ein, vor ihr zu stehen. Ich höre den harmonischen Gesang und kniee in den Strahl der Sonne, um den anzubeten, der mir den Glauben schenkte, da mich die Erde fesselt, das Unendliche zu sehen. —

Zwey Stellen in Platos Republik geben mir einen herrlichen Stoff, über den man nie zu viel sagen kann; sollte unter dem vielen auch nur ein wenig Gutes seyn. Es heist in seiner Republik des dritten Buches: Die rechte Liebe wird gezeugt, das Anständige, und Schöne besonnen und musikalisch zu lieben. Der rechten Liebe steht nichts Wüthendes, nichts Unmäßiges an. Sie führt nichts Aehnliches mit der Wollust, welche bei dem Rechthliebenden weder mit der Kinderliebe, noch mit der Liebe der Geliebten etwas Gemeinschaftliches hat. So scheint es mir, sollte es gesetzlich seyn, daß man den Geliebten liebe, mit ihm umgehe, ihn berühre wie einen Sohn, wie Kinder, wenn man sie an sich gezogen hat, des Schönen zur Gunst. Man sollte sich bemühen, mit dem Geliebten so umzugehen, daß man nicht länger bey einander sey, als mit Achtung, sonst verdient man Tadel wegen seiner

Tonlosigkeit und Abgeschmacktheit. Die andere Stelle heißt: man sorgt am meisten für das, was man liebt. Ich fühle, ich habe Ihnen das in unserer Sprache nicht gegeben, was ich hier in den griechischen Worten Platos vor mir sehe. Aber wie soll ich es beginnen? in den Worten selbst liegen so viele Nebeneinheiten, welche, wenn auch besser als ich, weder Stolberg, noch Vos, noch Jakobi angeben werden. Ich glaube fest, daß unsere Sprache zwar den Gang und die Fülle der griechischen habe, aber die Worte an sich, des inneren Wesens ihrer Bedeutung nach anders sind. Ich hoffe: Sie verstehen mich. Wenn ich z. B. oben übersetze *soophronoos* besonnen, so übersetzen Andere vielleicht, weise oder mäßig oder bescheiden, aber man nehme, welches Wort man wolle, es ist nicht das Griechische. Dieses kommt her von *oon*, einer der da hat und *nous* der Sinn, also Sinn haben — *miti*

nach diesem könnte man so lieben, daß man einen Sinn zeige, daß man nicht sinnlos, bloß leidenschaftlich liebe, wodurch man seine Freiheit aufgibt; daß man folglich besonnen liebe. Dies ist eine kleine Probe, warum wir selbst bey den trefflichsten Übersetzungen der Ursprache nicht entbehren können und bey dem Studium derselben neue Schönheiten finden.

Liebe soll der Stoff dieses Briefes seyn. Was werde ich hinzu setzen, nachdem Sie Plato wiewohl nur in Flor sehen, aber ihn doch ahnden. Der eine Theil Menschen behauptet: man müsse verständig lieben, der andere, man müsse leidenschaftlich lieben. Der Eine will alles durch den Kopf, der Andere alles durchs Herz geschehen lassen. Sollten beyde unsers Platos Meinung seyn? Die durch den Kopf alles betreiben und verständig lieben,

kalkuliren, und ihre Zuneigung ist entweder die Nothwendigkeit, oder die Achtung für Landes-Sitte, oder gar ein verächtliches Ding. Sie können unmöglich musikalisch lieben. Diese Herzens-Wollüstlinge werden durch jedes Lüftchen in Schwingung gesetzt, aber sie vergessen, daß selbst in den wildesten Phantasieen eines Tonkünstlers ein Takt statt finde, die höchste Ordnung in den Dithyramben und in dem lyrischen Gange beobachtet wird. Sie können mithin nicht besonnen lieben. Was ist die Liebe zu Kindern, was ist die Liebe zu einem eignen Sohn? Mischt sich hier Gierde und Wollust mit hinein? Ist es nicht das Umfassen, wie die Natur ihre Kinder umschließt, wie der unverdorbene Jüngling in dem Garten Blumen küßt und am Bache ins Gras sich legt, und der Nachtigall mit Lächeln und Stille zuhört? Wie lieben Kinder sich? Die Kindereinfalt, die Herzen zweyer vierjähriger Mäd-

chen — was für ein Drang spricht aus diesem zarten Wesen? Kann denn nun die Wollust etwas Aehnliches mit der Liebe haben. Lassen Sie mich eine Stelle aus dem Buche Sohars anführen: Alle diejenigen, welche sich in dieser Welt heilig zu machen verstehen, so wie es Pflicht ist: wenn diese einen Sohn zeugen, so wohnet der heilige Geist über demselben; denn alle Heiligen gehen von demselben aus, und diese heißen darum auch Söhne des Höchsten. Siehe! in der Stunde, wo ein Mensch den Weg des Rechten geht, da zieht er den heiligen höhern Geist in sich: dieser bleibt in ihm, der Sohn, der von ihm gezeugt wird, der von ihm in die Welt kommt, zieht höhere Heiligkeit nach sich. So beweist diese Stelle: man glaubte, die Söhne eines reinen Vaters und einer reinen Mutter besäßen den heiligen Geist. Ich denke, es wird ihnen jetzt immer klarer, was Liebe heiße, wie sie sich unterscheidet

on der Wollust, wie sie weder den Kopf
 erückt, noch das Herz erkalten läßt. Der
 griechische Liebesgott war ein zarter Knabe —
 nichts wie Lächeln und unschuldiger Frohsinn,
 den man sehr unrichtig Schalkheit nennt. Das
 Geheimniß der Natur, das Heiligste in der
 Ehe sollte ein erhabenes Gefühl erzeugen, und
 dadurch würde das Thierische vergeistigt. Wo-
 zu legte Gott den Schönheitssinn in uns, wenn
 nicht selbst der niedrigste Stoff in eine edlere
 Form gebracht würde. So unbegreiflich das
 Schönheitsgefühl auch sich in uns offenbart,
 so ist es dennoch die Vermittlerin des Thieri-
 schen und Geistigen. Die Instinkt-Erregungen
 verwandeln sich in etwas, das wir nicht an-
 deuten können, aber jeder Pulsschlag, alles
 Stille und Geheime und Andächtige um uns
 her, die Feyerlichkeit in den beyden Liebenden
 verkündet ihre menschliche Natur. Das Gefühl,
 welches ich eigentlich Tasten nennen muß,

wodurch ich eine Bildsäule in der Wirklichkeit, von der Bildsäule meiner Phantasie unterscheide, führt nach langer Pause, nach dem verschwindenden, langen Athemzuge aus in die Wirklichkeit heim, wo wir mit höherem Blick in dieses Eden der Schönheit zurückschauen. Ich glaube, denn Selbstbekenntnisse sind ungeziert und unsicher in mystischen Fallen, daß ein reiner Mann und ein reines Mädchen, von denen das Buch Sohar sagt: Der heilige Geist komme über sie: in ihrer zärtlichen Liebe, in ihrem tiefen Schweigen und gegenseitigen Herzklopfen sehr leicht vergessen werden, daß sie Mann und Weib sind. Laß zwey Frauen, laß zwey Männer eben so rein und so innig sich umarmen, laß sie Pylades und Orestes werden — spreche ich ihnen ein heiliges Gefühl, ein Gefühl ab, welches in die Schönheit hineingreift? — aber es ist etwas anderes als zwey Menschen beyderley Geschlechter. Das Bewust-

seyn, ein Weib im Arme zu haben, darf gar nicht klar seyn, aber es erregt eine Vermischung der Gefühle, die unbegreiflich, einzig ihrer Art, und doch rein bleibt. Man denkt in diesen Momenten nichts Klares, aber dieser Zustand der überströmenden Empfindung wird der Vorschmack einer Entkörperung. Die Seele fühlt sich frei von allen Fesseln, und doch ist sie gefangen in einem Bande, aus dem sie sich nicht losreißen kann, nicht losreißen mag, und das bildet gerade das feine Gewebe der Schönheit. Nehmen Sie eine Landschaft, worin sie eine Menge Farben unbegreiflich durch einander gehaucht, in den schmelzendsten Vermischungen von Licht und Schatten, wo ist zwischen diesen Farben Anfang und Ende, wo Mittelpunkt, wo Zweck, wo Grund, wo etwas daran sie sich halten können? und doch ist ihr Auge gehalten, und doch schwelgen sie in diesen Dichtungen, und wenn ihr Auge ei-

ige Minuten steif darauf verweilet, so verschwindet die Landschaft vor dem blendenden Blick. Sie sehen nur in sich selbst, sehen und sehen bis ihre Augennerve geschwächt schmerzen wird, und dieser Schmerz bringt Sie in ihre Körperlichkeit zurück. So geht es mit Allem, was Schönheit ist. Ach! die Schönheit ist in Ihnen. Sobald Sie anfangen dieses Gemählde, oder dieses Gedicht, oder diese Musik, oder diese Natur näher ins Auge zu fassen, jeden einzelnen Zug zu beleuchten, so tragen Sie das Bild über. Jetzt war es für einige Minuten einedei, sie sahen oder sahen nicht. — Die Gottheit ist da. — Die Priesterin schwört. Apollo besetzt diese. Sie ruft heisere dumpfe Töne; die Glocken lauten um Dordonas Eichen und übersteigt es die Schranken der Endlichkeit, so stübt sie. Wenn zwei Liebende sich umarmen, so ist für sie körperlich betreffend, nichts mehr da als diese Umarmung.

dies Schlingen und Pressen — das übrige Wonnegefühl, ist idealisch und Schönheit.

Die Liebe ist nach meinem Dafürhalten das Einzige und Wahre, was die Menschen an einander fesselt, und zugleich aus ihm selbst die edelsten Empfindungen, die entferntesten Kräfte hervorlockt. Man hatte vor Zeiten einen schönen Mythos von dem Ursprung der Liebe. Mann und Weib machten nur ein einziges Wesen aus. Dieses Eins wurde zerspalten, und nun ging jede Hälfte, und suchte die andere Hälfte auf. Daher das immer fortwährende Gefühl bei einer andern Hälfte, ob sie auch die seinige sei; daher dieses Sehnen jedes Geschlechts bei dem andern. Diese Dichtung ist gleich warm und geistreich. So körperlich dieses Sehnen zu seyn scheint, so ist doch anzumerken, daß die Theilung den ganzen Menschen betraf. Auch zwei Köpfe hatte er, und

suchen auch die Empfindungen und Gedanken diese Ergänzung in der anderen Hälfte. Aber wie selten findet man seine Hälfte. Und solcher Umschlungen, Einigen und Festhalten mit diesem glücklichen Treffen auch verbunden ist, so gingen diese Hälften schon so lange ohne einander, daß sich mancher Andere in Beiden bildete, wodurch die vollendete Einigung gestört wird. Die Liebe soll demnach ergänzen — nicht tauschen, nur in dem Anschauen des Gefundenen sich wie Konsonanten und Dissonanten in der Musik aufgelöst finden.

Wir kommen hier unvermuthet auf unsers Platos Satz zurück: *Musikalisch zu lieben.* Worin darf man mehr Haltung erwarten, wo mehr Mäßigung, Entfernung von Wildheit und Leidenschaft als in der Liebe? Eine gute Sängerin ist nur jene, welche im höchsten Affekt

noch Stimme über behalt und wie nach einem Winke der sanfteren Note zu folgen weiß, und wenn sie alle unsere Nerven in fast schmerzliche Spannung setzt, den Gesetzen der Musik getreu blieb. Dies Gesetz oder dies Besonnenen in der Liebe scheint dem größten Theil der Menschen ein Unding. Bei uns ist ein verliebtes Paar gewöhnlich eine unerträgliche Gesellschaft. Weil die meisten selbst nicht Charakteristisches besitzen, so tragen sie eigentlich keine Sehnsucht nach der andern Hälfte, um so mehr sie selbst nur dem Äußeren nach eine Hälfte ausmachen. Man sollte mit den Geliebten nicht zu lange Zeit fortwährend umgehen, damit man nicht tonlos werde. Der schönste Gesang ermüdet uns endlich, denn der Körper kann diese fortwährende Anstrengung nicht ertragen. So wird man tonlos und auf diese Art müssen Liebende sich auch behandeln, weil sie sonst die Achtung verlieren, welche in die

allergrößten Kleinigkeiten des menschlichen Lebens übergehen muß. Bei dieser musikalischen Liebe, wie Plato sie schildert und wie sie ächt griechischer Geist war, findet keine Wildheit, kein Taumeln der Sinne statt. Musikalisch umfaßt allerdings alle Empfindungen. Dies gebietet eine Regsamkeit, eine leichte Berührung der Gefühle, wo selbst das leiseste Fassen die Nerven schon in eine Bebung setzt, doch immerhin mit einem Tact, mit einer gewissen Haltung, mit dem Vorbehalt eines Plans des Gegenstandes, oder vielmehr der Empfindung, welche zum Vorwurf des Gesanges gewählt wurde. Wer musikalisch liebt, höret, sieht und fühlet alles wieder in sich, was er gewahrt und seine Nerven gleichen den in Verhältniß stehenden Saiten, welche in Schwingung gerathen und nach dem Takt seines Geistes zuletzt in unmerkbare Wellenschläge zerrennen. So gut die Musik uns in Gefühle ver-

setzet, wo jede Angebung aufhöret und Ideen berührt, welche uns vergöttlichen, so werden in dem Anschauen des geliebten Gegenstandes unsere Gefühle über uns erhoben und die Person selbst bleibt nur das Band, damit diese göttliche Anschauung nicht aufhöre. Doch liegt das Anschauen selbst in unserer Vernunft, wird gar nicht von außen gegeben, sondern nur in uns zur Wirklichkeit gebracht. Es findet auf diese Weise keine Überfüllung der Gefühle statt. Es kann hier nicht die Rede seyn von den Überwallungen der Liebe und den heftigen Pressungen. Dies machen die Dithysamben der Musik aus und lösen sich wie jede extasirte Musik in ein rührendes und leichtes Refrain auf. Was werden die Mischellichkeiten oder mindestens die gleichgültigen Momente in der Ehe, die Unbehaglichkeiten vielleicht bei den geliebtesten Menschen — weil sie nicht Götter sind — anders als Dissonanzen in der Musik seyn,

welche durch ihre Auflösung in Konsonanten die reinste Melodie erzeugen. Wer auf die Stimme der inneren Musik horchte, würde nicht jedes Gesicht lieben und mit jeder in naher Verbindung zu stehen wünschen, weil er seine innere Wonne ungern vergeudet und das heiligste Spiel seiner Göttlichkeit und Menschlichkeit, hier auf eine sonderbare Weise durch das höchste Sakrament seiner Natur versiegelt, für keinen Preis der Schöpfung verliert.

Wenn man sich Menschen ohne Sprache denkt, oder zwey Menschen, welche ganz entgegengesetzte Sprachen sprechen, so werden diese durch einzelne Laute sich zu verstehen gehen und alle Ausdrücke der Pantomime sind Nachahmungen der Musik. Ein gefühlvoller Mann, der sich den Eingebungen der schönen Natur überlässet, stimmt unwillkürlich in

die Wonne um ihn her. So ist bey dem Menschen, nach seiner guten Natur, die Musik das Erste und Höchste. Die Liebe dringt mit ihr zugleich hervor und diese beyden Schwestern reichen sich zärtlich die Arme. Wie Dülte in Dülte fließen und alle Töne der Vögel und Thiere in einen Haß durch das weite Himmels- gewölbe verklingen, so bemächtigen sich Liebe und Musik der ganzen Seele des Menschen, eine durch die andere geleitet. Überlassen Sie sich darum nie der Liebe zu einem bestimmten Gegenstande, bis die Musik Ihnen Leiterin wird. Die Anregung zur Liebe ist natürlich beständig da, so gut ich mein Ohr jedem Klange hinleihe, aber meine Liebe sey nicht gefesselt, wie ich mein Ohr jedem Tone nicht leihe. Zu sorgen, mit Plato, wünscht man gerne für das Liebste: Wir schätzen schon den, welcher eine gute Musik aufführt, wie würden wir nicht den Dichter selbst lieben — also wie

wenden wir nicht sorgen für den, der uns musikalisch liebet, da wir den Liebhaber im Schauspiel, der Nachahmung wegen, lieben und durch sein Spiel die Wirklichkeit in uns hervorrufen.

Was die Dinge an und für sich selbst sind, wird nie ein Auge entdecken, ihre Wirkungen, ihre Verhältnisse gegen einander und ihr Verschiedenes bemerken wir aber desto schärfer. Es ist Regel in der Natur, daß von jedem Gleichartigen zwey Theile sind, davon ein Theil das Männliche, der andere das Weibliche ausmacht und beyde zusammen wieder ein Ganzes hervorbringen. In dem Thierreich und Pflanzenreich ist dies längst hinlänglich entschieden und durch die kleinsten Spezies durchgeführt. In dem Steinreich aber ist es nicht bewiesen,

vielleicht auch keines Beweises fähig, weil das Steinreich sich zu sehr von allem Lebendigen absondert und seinen Wachsthum mehr durch Hinzuthun als durch innere Kraft erhält. Aus diesem letzteren folgt ebenfalls: innere Kraft ist Leben und was nicht von innen hervorkömmt, ist ein bloß Zusammengesetztes, Zufälliges, ein Nichtseyn. Für diese und ähnliche Dinge läßt sich in dem folgenden Augenblicke nicht bürgen, ob es noch ist, oder schon aufhört, etwas zu seyn. Diese zwey, welche durch Vereinigung ein Drittes und zwar sich Gleiches hervorbringen, ist die hohe Regel der Natur. Dieses Gesetz herrschet so gut in der Geister- als Körperwelt und mit dem Zusatz: Das Dritte kann nicht ohne die Zwey entstehen, mithin ist es eine Folge jener Beyden. Wo Kind ist, muß Mann und Frau gewesen seyn. Wo Wahrscheinlichkeit ist, muß Möglichkeit und Gewißheit gedacht werden können. Wenn

man diese Ähnlichkeit in dem, was durch Anschauung entsteht, durch Geister- und Körper-Welt entdeckt, so muß es auch aus der inneren Schöpfung uns einleuchten — daß uns nichts gegeben wird, sondern daß wir Alles hervorbringen. Dieser Satz ist hier nur so hingestellt, wir aber geben dem Anfange unserer Betrachtung nach. In den Seelen der Menschen herrscht derselbe Unterschied wie in der Körperwelt. Doch muß ich Ihnen zum voraus sagen, daß ich nicht behaupte: es gäbe weibliche und männliche Seelen; wenn wir ohne alles Bild und Gleichniß sprechen. Davon weiß ich gar nichts, sondern ich habe zum Vorwurf die Menschen wie sie da sind, und da will ich eine Regel entdecken, daß die Frauen auch in Rücksicht ihres Geistes etwas ganz Verschiedenes von den Männern haben; daß aus dieser Verschiedenheit, und dem Schwachen beiderlei Geschlechter nach dem,

was sie in einem geringen Grade besitzen, der Hang zur näheren Verbindung bestehe, und dieses Fügen in uns einen weit erhabenern Sinn fasse, als das Instinktmäßige, das Fortpflanzen in die physische Welt. Überwältigende Kraft entfernt uns eben so sehr, als maschinenmäßiges Leiden. Der Gedanke einer nicht zu ersteigenden Größe scheucht uns eben so sehr zurück als der Gedanke der Schwäche, wo schon die geringste Kraft zu viel wäre. Jene erhält uns mit Furcht, diese erzeugt Verachtung oder Gleichgültigkeit, Beides im gleichen Grade kann nie in einem Gegenstande angetroffen werden, Eins muß vorwalten, wenn es Interesse erwecken soll; Eins muß sehr hervorragen, wenn es einen Werth bekommen soll. Kraft wäre das eine was unser Verlangen erweitert; Schwäche konnte es nie werden. Wie mag das Andere heißen, was uns bindet und in festen Schlingen hält. Thut nicht die süße-

ste Schmeichelei dasselbe was Riesenkraft vermag. Laß Venus lächeln, und Jupiter legt seinen Donnerkeil ruhig bei sich nieder. Roms Adler retten seinen Untergang nicht, wohl aber das Lächeln von Koriolans Mutter. Liebe bindet inniger als Gewalt. Wie nennen wir die Reitze der Liebe, denen Trotzige knieten und Helden sich neigten — ich nenne sie Anmuth. Kraft zeigt Mannheit, Anmuth Weiblichkeit. Dies sind die Ideale, welche wir in den beyden Geschlechtern suchen. Nun aber schließt jeder von uns mit Recht auf eine gleichförmige Ursprünglichkeit in der uns ähnlichen Gestalt. Und so sind Kraft und Anmuth in dem Geiste jedwedes Menschen gegründet. Aber der Grad dieser Beschaffenheiten ist verschieden, und dennoch findet sich nach der Anschauung, daß Kraft den Mann, Anmuth das Weib bezeichnet. Jeder sucht, was er im Kleinen besitzt, durch den andern

Theil im Großen sich zuzueignen. Der Mann schinachtet nach der Anmuth, welche er im Weibe erhöhter wie in sich selbst gewahrt; das Weib sucht sich um die Kraft zu schlingen, weil es im Manne die Kraft erhabner wie in sich erblickt. Dieses wechselseitige Ziehen finden wir in der ganzen Natur. Magnetisch fesselt die Körperwelt sich mehr und minder an einander. Das Elektrische in ihr sind höhere Grade. Dieser Magnetismus herrscht auch in der Geisterwelt. Diese Elektricität äußert sich auch bey vorzüglich kraftvollen Männern und vorzüglich anmuthigen Weibern. Gröfse in Handlungen, Gröfse im Ausdruck, Gröfse in Gebhrden, im Gange, Gröfse — das ist Männlichkeit, liebt das Weib an dem Manne und betet seinen erhabenen Geist als die idealisirte Gottheit ihrer Ursprünglichkeit an. Darin erkennet es ihn als den Herrn der Schöpfung, weil durch Kraft das Nichts in Dasein

übergang. Durch die Kraft ward dem Steine Leben eingehaucht; der todtten Natur Fülle gegeben. So lieben Frauen große Männer, weil die innere Kraft gleichsam äußerlich abgebildet ist und werden zurückgeschreckt, wenn der Geist dem Riesen nicht entspricht, und beneiden das minder männliche Gebäude, wenn der Geist seinen Körper übersieht; wenn Kühnheit und Unerschrockenheit dessen Worte und Finger leitet. Darum bleibt aber ein schönes männliches Gebilde das Ideal der Schöpfung, weil Kraft die Gottheit selbst ist und sie hier am meisten in Anschauung gebracht ward. Darum wird endlich so mancher hässliche Mann beglückt, weil in seinen Zügen oder in seiner Stellung Kraft liegt, weswegen die Frauen bei Männern das Schöne und das mit Recht als etwas Zufälliges betrachten; eine schöne, große Seele in Pygmäens Körper verehren und diesem Geiste vor allen Angebeteten der Erde huldigen.

Anmuth ist die Zierde der Frauen. Diese Gräz-
 sie, welche sie sich selbst anlegt; diese Sanft-
 muth in jedem Gespräche, in jedweder Lage,
 dieses Liebliche und Anziehende schmelzet die
 Herzen und entwickelt im Manne die Keime
 der Empfindung. Aus ihr geht die Schönheit
 hervor wie eine Tochter des Himmels. Die
 Frauen müssen sich aneignen das Ideal der
 Menschheit: alles durchs Schöne zu erzeugen.
 So athmen Lüfte Lüfte ein und düften Blumen-
 kelche in einander. Weil aber ohne alle An-
 muth keine Schönheit statt finden kann, so
 müssen wir bei Frauen einige Schönheit for-
 dern. Wohl wird manche Frau keine Ansprü-
 che auf idealische Schönheit machen können
 und dann ist es freilich um eigentliche Liebe
 gethan; aber verlieh ihr die Natur auch nur
 einen Zug ihrer Magie, so wird sie diesen
 durch Reize hervorheben. Anmuth ist alles,
 was wir an den Frauen suchen, damit sie un-

vere Stirne glätten und den Schwächen der
 Menschheit Verzeihung verschaffen; denn die
 Kraft bezieht sich ledig auf das Recht — wenn
 sie gleich öfters aufs Unrecht angewandt wird
 — aber das Recht kann nicht gleich den Göt-
 tern ausgeübet werden. Anmuth sey die Frau,
 und wenn sie nicht versteht, diese zu be-
 wahren und zu erhöhen, so misfällt sie. Ihr
 Band bleibt kein Band mehr. So sind bei
 Frauen die Laster doppelt gehässig; diese ent-
 stehen nur aus ungerechter Kraft, den Frauen
 ist aber Anmuth das Höchste. Die Frauen stei-
 gen aus ähnlichen Gründen weit über die Män-
 ner empor, weil sie die eigentliche Menschheit
 sind, alles durch Schönheit und Liebe wirken
 und leisten, was sie vermögen. Die Männer
 erklimmen das Göttliche und der Gott in des
 Mannes Körper wird zu einem verkrüppelten
 Menschen umgeschaffen. Die Frauen sind ganz
 was sie sind; die Männer reichen kaum einige

Tropfen aus dem Eimer ihrer Gröſſe. Die Frau erscheint demnach weit idealischer als der Mann. Sie ſtellt unmittelbar die Schönheit dar, welche Liebe erzeugt und die Schönheit läßt ſich nur in menſchlicher Geſtalt hervorbringen. Schönheit hat die Göttlichkeit zum Vorwurf; ja ihr einziges Geſchäft beſteht darin, das Menſchliche in göttlicher Form vorzutragen. Dieſe ſonderbare Vereinigung zwiſchen Göttlichkeit und Menſchlichkeit lieſſe ſich gar nicht denken, wenn es nicht Schönheit wäre, welche bindet. Dieſe trägt zum Stoff das Menſchliche; zur Form das Göttliche an ſich. Bei den Frauen iſt Anmuth die Gabe, der hehren Kraft des Mannes zu gefallen und deſſen Gottheit zu vernienſchlichen. Die Werke der Frauen treten um ſo vollkommener ans Licht, weil ſie nur das Höchſte der Menſchheit darſtellen. Bei den Frauen wird alſo das Spiel mit Ernſt und der Ernſt mit Spiel betrieben; nichts ver-

gendet, sondern das Unbedeutendste bildet sich unter ihren Händen zu einem brauchbaren Etwas. Die Männer verschwenden ihre Gaben so oft zum Spiel; bei den Frauen formt sich alles zur Realisirung — so darf nach der Natur der Sache das Weib nicht leichtsinnig verfahren, wie das (dem Manne, wenn nicht erlaubt, doch verzeiblicher bleibt. Welche Männer können eine Welt zeugen — so spiegelt sich ihre geistige Natur in der körperlichen ab — ihre Plane, ihre Gaben und Wirkungen hängen eben so sehr vom Ohngefahr als von ihnen selbst ab und verfliegen mehr in das Unendliche und Unnennbare. Den Frauen gelingt das Meiste, denn sie fassen fast immer nur das Ausführbare zum Vorwurf. Was ihre Natur gebietet, fordert auch die Geschäftsart, welche ihnen angewiesen ward. Ihre Haushaltung, Kinderzucht und Verschönerung des Lebens ihres Mannes liegt fast immer in ihrer eigenen Wahl

und Einrichtung. Das Geschäft der Männer hängt so wenig von ihrer Wahl in Rücksicht des Gelingens ab — es versteht sich, daß wir hier von den mechanischen Geschäften abgehen. Diese fielen den Männern zum Theil durch Mißbrauch zu, oder vermöge der dazu erforderlichen physischen Kräfte, welche den äußeren Stempel der männlichen Kraft tragen.

Nach der inneren Natur beyder Geschlechter leuchtet deutlich hervor, wie sehr das Weib den Mann in Rücksicht der Vollendung übertrifft; so wie es bey weitem auch leichter ist, des Weibes Vorwurf zu vollenden, welches die Unendlichkeit in der Endlichkeit zu begrenzen sucht, als des Mannes Vorwurf zu realisiren, welcher die Endlichkeit zur Unendlichkeit erweitern will. Das Begrenzen gelingt besser als das Erweitern. So giebt sich das Weib ganz dem Manne hin. Es verkehrt seine

Wünsche, und seine Seeligkeit, spiegelt sich in des Mannes Zufriedenheit ab. Es umfängt alles mit Liebe aus Liebe zum Manne. Es sucht zu gefallen, aber nur dem Erköhnten und unter seinen Händen fornt sich Jedes mit Geschmack. Wohl darf es dem Maune viel an Muthen seyn, weil es seinen hohen Muth zur Endlichkeit hinabzuziehen versteht und darum mit Recht anmuthig genannt wird. Es wird durch des Mannes Kraft zur Schönheit hinaufgezogen, um nicht zu sehr in das Kleinliche der Endlichkeit zu fallen. Ein Mann, wenn er wirklich liebt, giebt sich nie freiwillig hin — er wird nur hingezogen durch die Anmuth des Weibes. Männer wissen eigentlich nicht, was Liebe eines Weibes heißet, indem ihre Anhänglichkeit mehr erzwungen ist und zum Theil aus dem Wohlgefühl ihrer Kraft entsteht, aus dem Bewußtsein, ein treffliches Weib gefesselt zu haben. Die Wünsche der Frauen beschrän-

ken sich auf das, was geschehen kann und lassen über das Mögliche die Unendlichkeit aus dem Gesichtspunkte fahren; die Männer schweifen in den Reviden der Unendlichkeit und opfern die ganze Endlichkeit ihrer Phantasie auf.

Man findet von dieser Charakterisirung der Geschlechter Ausnahmen. Aber es ist merkwürdig, daß wir diese auch als solche beschauen und behandeln. Ein Mann mit Weiberstimme und kleinlichem Geiste wird Männern ein verächtliches und Weibern ein verhaßtes Geschöpf. Ein Weib, mit Mannesstärke und Mannesgeist, das jede Weiblichkeit aufopfert, nie in Frauengesellschaft Freude findet und Männergesellschaft nur liebt, ist bei Frauen ein verspottetes und bei Männern ein lächerliches Geschöpf. Stoßen wir nun auf Subjekte beiderlei Geschlechts, wo die Natur Ausnahmen und zwar

mit gutem Erfolge machte, so entsteht in uns eine todte Bewunderung, aber der Hang wird verloschet, welcher einzig die Geschlechter bindet und Zwo in Eins einigt und hält. Allgemeiner findet man, daß Frauen einen großen Grad von Kraft besitzen und sie sind geliebt, als daß Männer einen großen Grad von Anmuth besitzen und geliebt sind. Doch sehen wir bei Jenen die Kraft so hoch gespannt, wie sie sich bei Frauen Anmuth gedenken läßt; hier finden wir die Anmuth so erweitert, als sie sich bei Männern denken läßt, ohne die im Manne vorausgesetzte Kraft aufzugeben. Also auch in solchen Fällen muß das beiden Geschlechtern eigenthümliche am meisten durchschimmern, wenn anders der andere Theil gebunden und festgehalten werden soll. So bewundern wir oft an kolossalischen Frauen, wie dieses Männergebäude zu weiblichen Formen abgemeißelt ward und die Natur sich anstrenge

das Äußerste zu liefern. So entdecken wir an kleinen, niedlichen Männergestalten, wie in diesen so ganz zum Weibe angelegten Gliedern die Mannheit hervordrängt und jeder Muskel bei ihrer Zartheit etwas Straffes und Festes zeigt; wie also die Natur bei Jenen in der größten Masse die höchste Nachgiebigkeit, bei diesen in der kleinsten Masse die höchste Stärke erschuf. —

Das Verhältniß in der Geisterwelt hat die größte Aehnlichkeit mit dem Verhältnisse in der Körperwelt. Die Kraft richtet sich nicht nach dem Umfange der Größe des Staats, sondern nach seiner innern Festigkeit. Massen von gleichem Inhalte des Raums geben oft ganz verschiedene Gehalte an, so wie ein Pfund Federn mehr Raum einnimmt, wie ein Pfund Eisen, obgleich beyde für sich nur ein Pfund ausmachen. Die Natur giebt dapon so viele

wunderbare Erscheinungen an die Hand, welche die Geisterwelt rechtfertiget, weil man nicht gut sagen kann, daß diese jener nachahme. Aber bey der höchsten innern Dichtigkeit ist die Dauer selten so hoch gespannt, wie bey der höchsten lockern Beschaffenheit. Ein Pfund Alabaster widersteht gewiß einer verhältnismäßig äußeren Gewalt nicht so sehr als ein Pfund Federn, — wenn es nicht gerade etwas Auflösendes als Feuer ist. Man lege eine Last, so schwer man wolle, auf ein Pfund Federn und diese werden nie zerstückelt oder zerknickt, wohl aber geschieht es bey einem Pfund Alabaster. Mühen vermag Nachgiebigkeit mehr zu widerstehen, als Sträuben und so ist es auch mit weiblichen und männlichen Seelen. Jene sind gedulziger und standhafter in Leiden als diese, — nicht durch Kraft, sondern durch Geduld. Immer zeigen jene Kräfte sich vermenschlicht; diese verzehren sich selbst durch

ihre Kraft, welche die Erde überschreitet. Ein Heer von Resultaten entspringet aus diesen Sätzen, welche ich Ihrem Nachdenken überlasse. Doch schließen Sie nicht zu rasch, als wäre der Mensch selbst nach seinem Innern nichts als Materie. Dies widerlegt sich schon durch die Unendlichkeit des Strebens im Manne; noch mehr leuchtet es hervor, daß erst Kraft seyn muß, um etwas zu formen, weil die ganze Natur sonst ein formloses Chaos wäre, wenn nicht der Geist Leben und Nahrung jedem Dinge gäbe und anwiese. Aus der todten Natur könnte das Leben nicht gegeben werden, so lassen sie uns Denkende schaffen, das Todte aber geschaffen werden.

Kraft und Anmuth machen den Unterschied in den Geschlechtern aus. Eins sucht das andere zu haben. Jene ist thätig, diese leidend. — Diese zieht an ohne Anstrengung; jene erhöht

und herrscht durch Anstrengung; jene ist das Idealische, diese das Wirkliche. Jene gleicht der Sonne, welche Welten überstrahlt, diese dem Luftmeere, wodurch die Strahlen auf bestimmte Gegenstände gesenkt und nutzbar werden, — überfliegen die Männer diese Erde und nennen sich Söhne Gottes, so geben die Frauen den Genuß und sind die Angenehmsten der Erde; darum nennen sie die Bibel und die Vernunft Tochter der Erde.

Unter allen Dichtern hat keiner die jedem Geschlechte eigenthümlichen Eigenschaften wahrer und herzerhebender geschildert, als Milton. Seine beyden ersten Menschen, Adam und Eva tragen den Stempel der Einigkeit. Adam spricht in seinen höchsten Empfindungen mit Kraft. Seine Seele erliegt beständig das Unendliche. Er handelt wie der Gott dieser Erde. Eva schwimmt immerdar in den Wonnegefühlen ei-

nes liebenden Herzens. Alle ihre Beliehungen
horcht sie den beredten Lippen Adams ab.
Sein Wille ist ihr Gebot und Milton setzt hin-
zu: „Adam sah nur Gott und Eva ihren Gott
in Adam.“ Diese Harmonie entspringt aus den
wechselseitigen Aeußerungen der Kraft und An-
muth, welche nach ihrer vollendetsten Reinheit
mit Recht Stand der Unschuld und Paradies
heißen mag.

Die Staatskundigen und Philosophen, die Kabinetter und Moralgesetze beginnen ewigen Wettkampf mit einander. Jene glauben: sie besitzen selbst Grundregeln, nach denen gehandelt werden müsse und können das strenge Recht nicht immer zum Führer brauchen. Sobald Politik oder Staatsklugheit ausgeübt werde, müsse mehr oder minder das Recht beständig leiden. Die Erfahrung unterstützt nicht wenig diesen gefährlichen Satz. Nehmen Sie eine spartanische Verfassung, so gerathen Sie auf ein Ideal von Nationalheroismus, der durch seine Anleitung auf eine Allgemeinheit das Vorzügliche im Heldengeiste durchweg verliert, das

Mora-

Moralische im Menschen sehr zweideutig her-
 ausbringt und ihn bei weitem nicht zu seiner
 Höhe führt. Platos Republik stützt sich un-
 streitig auf gediegene Grundpfeiler, aber so
 wie sie nur zur Ausführung gebracht wird,
 hört ihre Hoheit auf und der Geist dieser Kon-
 stitution bleibt für die Anschauung eine Schi-
 märe. Er kehrt in seine Unendlichkeit zurück,
 von der er genommen ist. Die französische
 Basis soll nach dem Ursprünglichen der Ver-
 nunft gegründet seyn und Gesetzgebung und
 vollziehende Gewalt stehen gegen einander um
 sich die Waage zu halten; aber jedes Korps
 für sich müßte unendlich seyn, um sich nicht
 selbst entweihen zu können. Das Entweihen
 will ich gar bei Seite setzen — selbst die Mög-
 lichkeit müßte aber aufhören, um vor Fehlschrit-
 ten gesichert zu seyn. Da dies in der Wirklich-
 keit fehlt, so verlangen wir mit Recht noch immer
 nach einem dritten, was das Recht gegen die

Entweder unter den Gesetzgebern und Vollziehern der Gesetze schützt und finden es nie, sondern die Zahl wird unendlich. So geht es in Republiken, so in Monarchien, mit dem Unterschiede, daß dort das Recht getheilt wird und von mehreren, hier aber von einem für eine ganze Nation verletzt wird. Es beruht immerhin auf gutem Glücke, ob die für das Recht angestellten Personen gut sind, oder bleiben. Besitzt eine Nation auch das Recht, diese sogleich wegzujagen, so bleiben wir in der nemlichen Unsicherheit, ob die Neugewählten oder die Wählenden besser oder schlechter sich aufführen. Jagt endlich die Nation das ganze Korps weg, so fragt sich von neuem, ob die Representanten der Nation, oder was noch weniger wahrscheinlich ist, die ganze Nation Bessere wählen und selbst besser wählen kann und will. — Merken Sie diesen Zirkel beständig? Ein trauriges Resultat springt dem Beobachter darüber ins Auge. Der Staat muß im-

mer, selbst nach seinen besten Einrichtungen etwas Unrechliches hervorbringen; mithin die Politik bleibt nicht allein im Streite, sondern sie geht sogar darauf aus, die Moral gänzlich zu zerstören. Diese sonderbare Erscheinung giebt uns nicht die Erfahrung an die Hand, wie diese überhaupt nichts an die Hand giebt, sondern nur Gelegenheit zum inneren Anschauen und Einkehren der Regel ins Bewußtseyn darbietet, sondern bei der genauen Erfahrung unsers ewigschaffenden Ichs schon wir hell und unbefangen, sogar die Unmöglichkeit ein, das Recht in der Politik zu realisiren, mit anderen Worten, die Unendlichkeit endlich zu machen. Seyn Sie auf Ihrer Hut liebes Mädchen, daß ich Sie nicht bestoche, aber lassen Sie sich nicht vom Scheine blenden. Das Recht ist, etwas zu thun, weil die Vernunft oder mein Ich es als Recht ausspricht. Daß Sie und ich und Alle dieses

recht, jenes unrecht nennen, können wir
 nie begreifen, weil sonst noch etwas vor un-
 aerm Ich seyn müste, — ein Uding ein Ge-
 danke, der nichts in sich begreift. Mein Ich
 sagt beständig das Recht aus. Wollte ich das
 Wesen davon erkennen, so müste ich außer
 meinen Wesen selbst seyn. Will ich, sagt je-
 ner Weltweise die Erde gehen sehen, so muß
 ich mich aus dem Ball wegdenken und nun
 die Erde um ihre Achse wandeln sehen. So
 wie ich mir mein Ich denke, ist ja das Ich
 nicht mehr der Betrachtende, sondern ich setze
 gleichsam mein Ich vor mich hin und urtheile
 nun darüber. Denken Sie über die Beschaffen-
 heiten Ihrer Denkweise, über die Theilnahme
 ihres Ichs bey allen Begebenheiten und wollen
 nun über das Ich etwas ausmachen, so
 sind Sie es ja selbst, der etwas darüber
 ausmachen will und der Gegenstand ist ih-
 nen schon beim Anfang ihres Urtheilens ent-

schlüpft. Es bleibt dabey, mein Ich sagt das
 Recht aus. Das Recht geht in die Unendlich-
 keit. Hier hört selbst die Möglichkeit auf
 noch je etwas anders zu wollen als das Recht.
 Die Politik ist Staats- oder Weltklugheit. —
 Diese ist im Kleinen, was jene im Großen
 will — die Besonnenheit bey jeder Wahl, von
 Gegenständen nichts zu nehmen oder einzuge-
 hen als was nützlich ist, ohne doch dem Recht
 zu schaden. Es leuchtet ihnen ein, daß der
 Gesichtspunkt des Rechts fast ganz verloren
 geht, uneingedenk des Nützlichen, wodurch
 schon das Recht aufhört, indem dieses gar
 nichts weiter zum Vorwurf fassen kann. Das
 Beginnen zieht die Unendlichkeit des Rechts in
 eine Grenze hinab, wodurch es seine Größe
 schon aufgab, indem die Größe gleich einer
 Linie *in infinitum* geht. Denken sie sich eine
 Zahl von mehreren Billionen und Trillionen.
 Wenn sie soll in Wirklichkeit gesetzt werden,

so erstarrt unser Blick, aber was gelten diese
 gegen die Zahl ohne Bestimmung? — Zur Po-
 litik gehören nur List und Rauke, seine Ein-
 leitungen, Versuche, Spione, lauter Werk-
 zeuge, von denen das Recht nichts wissen
 kann. Die Offenheit, das Gerade des Rechtes
 kann keinen Staat erhalten, weil hier immer
 Krieg von außen und innen bleibt und ein
 Krieg mehrerer Anstalten, als Kanonen und
 marschirender Mannschaft bedarf. Es gibt kein
 Gesetz, wo nicht Fälle eintreten können, wo-
 durch Einer oder Mehrere leiden müssen. Eide
 und Inquisitionen der Advocaten und Richter
 sind die Behalter der Rechtsvollziehung, und
 wie wollen sie das Recht beschützen und damit
 Andere bewachen? das Recht leidet nicht ein-
 mal eine Form, denn so gäbe es ein anderes
 Recht. Und wie kann man sich eine Verfas-
 sung denken, in der das Recht keine Form er-
 hält; ja was noch mehr ist, bey dem besten

Stadt ist alles eine Form, wie wir noch an England erleben. Durch diesen allgewaltigen Buchstaben wird das Recht tagtäglich verletzt. — Spitzabuben können der Strafe rechtlich entgehen und Unvorsichtige müssen die Strafe Jener rechtlich dulden. Nehmen Sie jeden Menschen für sich, um dies lebendiger zu begreifen, wie das Recht mit jeder Handlung des Menschen fast, aufhört. Machen Sie was Sie wollen. Suchen Sie z. B. auf eine gute Art eine Veränderung in ihrer täglichen Lebensart bey den Eltern zu bewirken; Sie wissen zum voraus, daß diese Veränderung weder kostbarer, noch ihren Hausgenossen lastiger, sondern blos angenehmer werde; Sie wissen zugleich, daß die Ihrigen ungern von der Schnur weichen und das aus keinem Grunde, als weil es seit Jahren so ging. Nun werden Sie Ihren Wunsch durchzusetzen verstehen. Vierterley Umwege, Vorstellungen, ihre Gewalt über

die lieben Eltern - Herzen, Fürsprache ihrer Freunde sollen und müssen wahrscheinlicher-weise die Rüstungen ausmachen. Geht da nun alles rechtlich zu? Sie wissen voraus, daß es nicht gelänge, wenn Sie ohne alle weitere Umstände ihren Wunsch vorbrächten — und so gehen Sie vielerley Schleichwege ein, die schon durch Ihr Bewußtseyn als eingegangene Schleichwege das Recht beeinträchtigen. Be- leuchten wir gar die Geschäfte der Menschen und ihre Verfahrungsweise, so stoßen wir je- den Augenblick auf unrechtliche Dinge oder mindestens auf Versuche, das Recht im Hin- terhalt zu lassen. Alle Kontrakte, Verkäufe, Verbindungen, was Art sie seyn mögen, sind von beiden Theilen mit größter Einmüthigkeit geschlossen, so weit sie jedem Theil frommt und Jeder ohne augenscheinliche Unbilligkeit sie erweitern konnte. Selbst die besten unter den Menschen verfahren so menschlich, daß

das Recht in der That nur einen furchtbaren Zuschauer spielt. Die größten Aufopferungen tragen mehr den äußeren Glanz als sie nach ihrem Wesen es sind; entweder opferte derjenige in seiner Lage nicht viel auf oder opferte seiner Neigung oder Belaglichkeit oder irgend etwas Menschlichem vieles auf, wovon der Zweite und Dritte nichts in seiner Seele regsam gewahr nimmt. Ich muß Ihnen einen Fall vorlegen, und versuchen, was Sie davon sagen. Sokrates ward aufmerksam auf den blühenden und allgemein angebetenen Alzibiades. Dieser achtete zuerst wenig oder gar nicht auf ihn. Doch wußte Sokrates eine Zudringlichkeit anzuwenden, die jenen selbst mit Widerwillen fesselte. Alzibiades prahlte auf eine unausstehliche Art. Er spendete wo er konnte und schien mehr durch Grosmuth als Schönheit Aller Herzen an sich ziehen zu wollen. Nachdem er so oft dem Weltweisen von seinen Gü-

vern vorgepahlr, legte dieser dem Alaihiades eine Karte vor und sagte, zeige mir doch Griechenland mein Lieber. Alaihiades wies es ihm. Welch ein kleines Land in Hinsicht der ganzen Erde, rief Sokrates aus. Weist du mir nicht Athen zu finden, fuhr er fort. Hier ist es, erwiederte Alaihiades. Himmel welch einen unbedeutenden Fleck macht diese glänzende Stadt für die Erdkugel aus. Wo mögen wohl deine Güter liegen mein Lieber, sagte Sokrates? ich sehe sie nicht, versetzte Jener. Nun siehst du, fiel der Weltweise ihm ein, wie kleinlich deine Reichthümer sind, da man sie nicht eines unbedeutenden Fleckes auf der Karte gewürdigt hat. Alaihiades erröthete und nie belästigte er das Ohr des Weltweisen minder mit seinen Reichthümern. Man muß gestehen, dieses Mittel sucht seines Gleichen, den Übermuth eines trotzigcn Adonis zu strafen, aber wie ge-

fällt Ihnen das Recht bey dieser Sache? Zu sagen: Sokrates hat unrecht gehandelt, wäre gerathet, aber sie wissen, welcher ein mächtiger Unterschied zwischen Recht und Unrecht ist. Plato sagt selbst in seiner Republik: Die Gesetze des Staats sprechen nur vom Unrecht, nie aber vom Recht. Und das aus einem guten Grunde füge ich hinzu, weil sich vom Recht nach unserer obigen Herleitung nichts angehen läßt, als daß es da ist. Alzibiades erwartete den Ausgang dieses Gesprächs gewiß nicht, um so mehr ihn eine Rothe überfiel, welche auf jedem gewöhnlichen Wege ihm nicht abzulocken war. Das Recht kennt für sich kein Kleid, keinen Umweg und Schmeichelei. Es spricht wie das Gebot Moses, im Namen Jehovas. Auch könnte das Recht vielleicht einen Jehova abgeben. Sokrates würde nichts bezweckt haben, wenn er den Alzibiades ohne Spiegelfechtereie gesagt hätte: mein lieber Alai-

biades, du thust Unrecht, dals du prahlest; denn Reichthümer geben keinen Werth und prahlen ist etwas Schlechtes: so würde jener nach seiner Gewohnheit ein lautes Gelächter aufschlagen, sich umgekehrt und gesagt haben: der Mensch ist ein rechter Thor. Sokrates wufste dies zum voraus und geräth auf eine schlaue Einfädelung, worin der andere ganz unbefangen sich verstricken mußte. Sokrates wick nach meinem Dafürhalten für sich vom Recht — das heißt so vernünftig, das will sehr oft politisch sagen, er es anging, den stolzen Jüngling nicht allein zu demüthigen, sondern nach und nach zu bessern, so nahm doch in seinem Innern das Recht eine Wendung, wodurch es seine Reinheit verlor — genug davon! Es gab keinen vollkommenen Staat in der Welt, giebt keinen und wird keinen geben. Ich glaube darüber nichts mehr sagen zu dürfen. Es kam eine Abhandlung von einem groß

Isen Manne heraus, die hieß: zum ewigen
 Frieden. Dem Menschen schien der Gegenstand
 beynabe lächerlich, weil jeder sich besser kann-
 te, als dafs er ewigen Frieden halten würde.
 Aber die Sache behielt ungeachtet der Sonder-
 barkeit ihre beschiedenen Wege und der ewige
 Friede tritt wirklich ein, wenn die Menschen
 nur gesonnen sind, die Bedingungen einzuge-
 hen. Obgleich wir keinen ewigen Frieden ken-
 nen, obgleich wir noch immer Bildhauer und
 Maler haben, wenn schon idealische Stücke
 geliefert werden, suchen wir doch stets das
 Höchste. Dieses Streben, das Gebrechliche
 mit dem Unwandelbaren zusammen zu fügen,
 oder gar die Unendlichkeit zu realisiren, bleibt
 der Menschheit. Eine Konstitution kann also
 in der That dem Rechte näher liegen, als die
 andere; ein Mensch kann sonder Zweifel mehr
 nach dem Princip des Rechts wie der andere
 handeln, aber demungeachtet giebt es keine

vollkommene Konstitution, giebt es keinen Menschen, der das Recht rein ausübt. Bey einem einzelnen Menschen ist dies eher möglich, daß manche Handlungen gerecht sind, weil er den frommen Willen hegt und daraus eine Moralität entsteht; bey einem Staate wird es unmöglich, weil hier alles nur nach außen steht und jeder nach Gutdünken das publicirte Gesetz modificiren kann. Von einer Konstitution darf man erwarten: daß sie die Form des strengsten Rechts an sich trage. — Auf Ausführung muß nie gesehen werden, denn diese bleibt immer fehlerhaft, aber wo selbst die Form jene Fehler zeigt, schwinden endlich der entfernteste Schatten des Rechts. Ich würde darum alle Politiker geradezu verlachen, welche über das Wohl des Staats ins Wilde hinein vernünfteln und nicht unbedingt sich an die Form des Rechts hielten, ohne welche sie der Ungerechtigkeit Thor und Riegel

öffnen. Die Vollziehung beruht immerhin auch dann noch auf guten Menschen, um den rechtlichsten Satz bey einzelnen Fällen nicht unrecht zu machen. Was man von Gleichheit und Freiheit sprechen mag, beginnet jeder neue Staat mit einer Ungerechtigkeit. Die Klügsten und Tapfersten und Kühnsten brechen die sogenannten Fesseln. Sie berathschlagen sich über das Bessere, glauben es gefunden zu haben, lassen es dem Volk vorlesen; dieses wird entweder durch eine lebhaftte Vorstellung überrumpelt, oder ist zu furchtsam zu reden, überdem da nicht alle zugleich, sondern nur Einer zur Zeit reden kann und dieser Eine von den Gewaltigen schon als Verschwörer und Empörer behandelt zu werden fürchtet; so werfen jene wenige sich zu Vormündern einer Nation auf und die Mehrheit muß es sich gefallen lassen, weil sie nicht sprechen kann oder auch nicht zu sprechen vermag. Man sehe die neuen Könige

stitutionen an und mit den Alten ging es nicht besser. Durch Mächtige im Schwert oder der Zunge — für das Recht einzutreten — gründete Romulus sein Reich, ward Rom eine Republik, rettete Brutus sein Vaterland von gefährlichen Anwerbern eines Throns; ward Cäsar Kaiser; bildete Carl ein deutsches Reich; ward Alles wie es da ist.

Sie mögen wohl fragen: wie soll es denn werden? wie gründet man eine rechtmäßige Constitution. Da giebt es gar keine rechtmäßige Gründung, als die nach ihren Decreten oder Beschlüssen gewiß die Allerschlechteste würde. Das wäre! Trete Jeder, wer will, vors Volk auf und sage das Seine. Nachdem alle ausgesprochen haben, komme man nach einigen Tagen wieder zusammen und Jeder im Volke, der zu Erwachsenen gezählt wird, schreibe, wenn die verschiedenen Vorstellungen in bestimmte

Fragen gebracht sind, mit einem Ja oder Nein auf, was er wünsche. Diese Zettel werden gezählt, die Mehrheit entscheidet. Und auch dann fände vielleicht noch Partheilichkeit statt. Die Antworten selbst würden nach der Mehrheit sogar dem Unrecht zufallen, weil die Wenigsten wissen, was sie wollen. Es bleibt also jede Verfassung das Werk einiger Menschen, und hier beruht es auf ihrem Gutseyn. Nun geben Sie mir den Unterschied einer monarchischen und demokratischen Verfassung an? Bey dieser Frage hört das Recht auf, Einwürfe zu machen, denn dieses wird unter der Bearbeitung schon verlest. Derjenige oder diejenigen müssen unfehlbar seyn, welche eine Verfassung gründen; in dem sie fehlbar sind, fehlen sie schon.

Das Schmachten nach Unendlichkeit lähmt unsere Kräfte, übt eine Allmacht über den Denkenden aus und giebt dem Menschen dennun-

geachtet fast unbedingt seinen Werth. Es ist der Lohn des Trachtens und Denkens und wächst in dem Grade wie der Geist sich von außen und innen für das Bewustseyn erweitert. Dieses Schmachten der Jugend in dem Gefühle des herannahenden männlichen Alters, der gewährenden Jungfräulichkeit wirkt das Unendliche, da es in dem 16ten bis 20sten Jahre süße Lebensschwärmerei war; diese ächte Geleiterin jedes vorzüglichen jungen Mannes und jedes lieblichen Mädchens verwandelt sich in ein Schmachten nach der Unendlichkeit. Wenn die Anschauungswelt oder die Erscheinungen in der Natur nach und nach dem Menschen sich offenbaren und alles sich abwickelt von dem großen Knäuel des verschlungenen Weltrudels, so schwindet der süße Zauber, welcher wie ein leichter Nebel über dem Meere von unbekannten Dingen lag und jedes Einzelne für sich erhält ein so kleinliches Ansehen, daß es vor

unseren Augen zusammenschrumpft. Der ewige Geist bleibt immer derselbe. Seine Unendlichkeit wird durch die beschränkte Natur nicht begrenzt. Er begrenzt sich selbst, aber sobald er seine Setzung auf die Erscheinungswelt zurücknimmt und nur sich selbst beschauet, schwingt er sich um die Unendlichkeit, und es kostet dem Manne manche Thräne, weil er etwas erschmachtet, was diese Welt nicht giebt. So ist es wirklich meine La. Alles Große und Gute in dem Menschen hebt sich zu einem Verlangen aus, was diese Welt nicht giebt. So lacht hinter dem Laichleier, den kein Sterblicher lüften darf, ein Geheims hervor, was wir Unsterblichkeit nennen. Diese Unsterblichkeit ist demnach das Verlangen nach Unendlichkeit. Der Skandinavier Walhalla war ein hohes Gewölbe, eine goldene Halle, mit vergoldeten Schilden gedeckt; die Sitze mit glänzenden Panzern belegt; eine

Aussicht durch 550 Thore über alle Himmels-
 und Götterbewohner nach den Alleen der Götter-
 terstadt und auf dem nahegelegenen, lustvollen
 Hayn Glasor; umgeben von Götterjungfrauen,
 welche ihnen das Horn des göttlichen Trankes
 darreichen. Der Göttervater Odin sitzt oben
 an. Die Skandinavier machten auf diese Weise
 zu ihrem Walhalla ein idealisirtes Erdenleben.
 Alle Wünsche, alle Neigungen, die ihnen hier
 nicht dem tausendsten Theile nach in Erfüllung
 gehen, erwarten sie dort, wenn die Walkyren
 das Todesgewebe vollendet haben. So schmack-
 tete auch diese Nation nach der Unendlichkeit
 und der historische Beweis, meine Theure, ma-
 dem uns tief im Geiste ruhenden Glauben und
 der Hoffnung nach der Unsterblichkeit vora-
 gehen. Der Dichter Virgil bemerkte sie schon
 an den Römern: daß ihnen die Liebe zu al-
 lem, was sie im Leben verloren, auch in der
 Unterwelt nachfolge. Doch bemerken sie älter

Nationen. Der alten Caledonier, ewiger Sänger Ossian läßt Abgeschiedene die sterblichen Freunde umschweben wie in leichten Nebelgewölken; die Winde seufzen dreymahl um den Schatten her und der Schatten zeigt sein blosses Angesicht aus den Ritzen eines Felsens. Der Klang ihrer Bardenharfen tönet zu den Sterblichen wie Bergseufzer herüber. Sie neigen sich über diese, aus dem Busen ihrer Wolke sich beugend. Ossian freuet sich, daß er seine Malwina wieder sehen und in ihrem Umgange sich erheitern werde. In den Inseln der Tapferen herrscht ein ewiger Frühling und eine unsterbliche Jugend. Die Sonne scheint unvergleichlich milde. Sanfte Lüfte fächeln. So wie die Bäume sich regen, tönet es wie sanfte Musik. Blüthen und Früchte hängen zugleich zur Erde. Die Thäler liegen offen und frey bis an den Ozean hinan. Das Ganze war bey den Caledoniern ein luftiger Himmel, mit Harfentönen

und süßschwärmerischen Klängen lieblicher Stimmen erfüllt. Welche ein Schinachten nach der Unendlichkeit blickt aus diesen himmlischen Schwärmern hervor. Ihnen beruhet alles auf einem namenlosen Gefühle, wo sich keine Akzente angeben lassen, sondern alles in das unnenbare Etwas zusammenfließt und minder herausströmt, was die Einbildungskraft gebietet und sie wirksam erhält. Die Materie sinkt hin und das reine luftige Gebilde rastet wie ein zarter Umriss, der keiner Zerstörung unterworfen ist, sondern in der Unendlichkeit sich pflegt und erhält. Der Parse liest in seinem Zand oder ihm geheiligten Buche, daß die Seele der Gerechten nach diesem Leben einige Schritte thut. Mit dem ersten setzt sie sich an den Ort des reinen Gedankens, mit dem zweiten an den Ort des reinen Wortes; mit dem dritten an den Ort der reinen That. Sie wagt einen vierten Schritt und geht damit ins Urlicht. Mu

hamed belehret die Moslemin, daß die Gläubigen mit Blitzes Schnelligkeit an einen Brunnen kommen, dessen Wasser weißer als Milch, sein Geruch angenehmer als Moschus sey. Die Trinckschalen rings umher sind den Sternen des Firmaments an Zahl gleich. Das Paradies liegt über den 7 Himmeln. Statt Steine findet man hier Diamanten. Die Stämme der Bäume sind von Gold. Der Baum der Glückseeligkeit, Tuba, breitet seine fruchtbeladenen Zweige über alle Gläubigen hin. Aus seiner Wurzel entspringen die Flüsse des Paradieses. Selbst der geringste Gläubige wird 270 schwarzäugigte Schönen, von blühender Jugend und feinem Gefühle besitzen. Prachtige Betten, himmlische Weine, wollüstige Feste, berauschende Concerte, ewige Jugend und alles Große, was die glühende Phantasie der Morgenländer riesenmäßig zusammen paaren kann, machen das Gemälde jenes Lebens aus. Der Indier läßt nach

Anleitung seines Hindu die Seele durch 37 Stufen geläutert werden. Vorher ist sie noch physischen und moralischen Fehlern ausgesetzt, nachher völlig rein und glücklich. Der Tibotaner hält in dem Glauben an seinen Dalai Lama Seelenwanderungen, bis er endlich in den Götterstand tritt. Der Sinese ist es, welcher den höchsten, geistigen Schwärmer nach Anweisung seines Konfuzius erzeugt. Ein und All enthält die Grundlage die es sonderbaren Systems. Die höchste Seelenruhe besteht darin, daß man nicht mehr denkt und fühlt und kein Verlangen mehr hegt. Das höchste Gut ist das Bewußtseyn, sich in dem Abgrund der Gottheit zu finden, durch das Zusammenfließen seiner Persönlichkeit mit derselben, seines Ichs entrissen und von jener verschlungen zu seyn. Die Sinesischen Philosophen gerathen in eine Vorempfindung davon, wenn sie in dunklen Zimmern mit geschlossenen Augen sich an-

strengen, ihr Nichts zu denken und zu empfinden. Sie legen dem Bilde, welches ihnen ihr Zauberpinsel der Philosophie vormahlt, Leben und Wesen bey. So entfernt von allem Analogon unsers Geistes dieses Ziel ist, meine Ida, so werden Sie finden, dafs keine Glaubenslehre durch wahre Schwärmerei des Unerkennbaren so hoch gestiegen ist, um alles Denkbare selbst nachzudenken. Die Bonzen, Lehrer des Fo, hegen eine ähnliche Lehre und das alte Emomations - System finden wir hier noch mehr zusammengesetzt, indem die Seelen nach vielen Mühen in die Gottheit zurückkehren, aus der sie herausgingen. — Diese Skizze mag Sie überzeugen, wie alle Nationen, welche nur einigermaßen aus dem Stande der Natur schritten, die Unendlichkeit erschmacketen, wie jeder diese sich anfüllte aus den herrschenden Grundsätzen seines Vaterlandes. Nachdem in einem Lande die Phantasie oder

die Vernunft mehr bearbeitet wird, nachdem
 litten sie sich die Unsterblichkeit auf eine sinn-
 liche oder geistige Art. Gleichviel, das Ideal
 schwebt ihnen stets vor Augen und das Wol-
 lüstige eines Orientalers überflügelt eben so sehr
 unsere Betrachtung, wie das Herausreißen un-
 sers Ichs nach Konfuzius Lehre aus unserem
 Innern, oder sich mit Spinoza in die Urkraft
 vergraben zu sehen. Wir staunen über die
 Riesengebäude der Menschen, bemitleiden selbst
 die Verzerrungen einzelner Weisen, aber beten
 das Göttliche in unserm Ich an, was luftige
 Welten, um sich erschafft, um seine Kraft, die
 ins unendliche geht, anzuwenden; sey es im
 Spiel oder Ernste. Das Schwachen nach Un-
 endlichkeit ist aber nach dem Inneren unseres
 Ichs etwas nothwendiges. Sie werden finden
 bey allen, was endlich, das heist begrenzt
 ist, daß seine innere Beschaffenheit und su-
 fiere Anwendbarkeit keiner Linie ohne Ende

gleichet, sondern es läßt sich ein Punkt denken, wann auch nicht angeben, über den es hinaus geht. Nehmen Sie in der Welt, was Sie wollen, wenn sich die Beschränkung oder vielmehr die Grenze nur ahnden läßt, so verliert es über kurz oder lang seinen Werth. Das höhere Interesse, was wir an die ganze Natur knüpfen, liegt wahrhaftig nicht in der Natur, sondern in dem, was wir hinein legen. Ein Frühlingstag, eine Blumenflur gewinnt durch sich selbst nicht dieses immer erneuerte Wohlbehagen und Wohlseyn des Zuschauers. Denn die nähere Zersplitterung der einzelnen Gegenstände, wodurch das Schöne in uns erweckt wird, gebiert nicht das Gefühl des Unendlichen, sondern der unendliche Geist verwandelt das Endliche in ein Unendliches. Alles formt und ballt und verstäubt vor unsern Augen und wir können es mindestens so scheiden, als wären wir bey seinem künftigen Un-

tergange gegenwärtig. Eins bleibt sich seiner bewusst und sich gleich, und läßt sich durch nichts begrenzen. Das ist unser Ich in uns. Mit einem Sprunge setzen wir über die Schranken des Begrenzten und wenn wir auch nichts weiter damit verbinden, so rastet das Überspringen doch. Mit dem Hinüberfliegen aus allen Endlichen läßt sich nichts verbinden, denn das Unendliche besteht gerade darin, daß es nicht verbunden werden kann. Alles was verbunden ist, hält seine Grenzen eng oder weit und so gerathen wir, wenn wir anschauen oder fassen wollen das Unendliche ins Endliche, weil das Anschauen etwas Gesetztes, mithin etwas Endliches zum Gegenstande hält. Ich kann Ihnen nicht genug sagen, wie deutlich mir das ist, und wie unnatürlich mir es scheint, etwas von dem Unendlichen begreifen zu wollen. Das Erschaffen läßt sich gar nicht erklären noch denken, die Elemente, eines

oder mehrere bleiben für den Verstand, mithin für das Begreifliche unvernnehmbar, weil die Unendlichkeit etwas zuerst in Grenze setzt. Dieses schauen wir an — weiter läßt sich nicht schauen, das Begreifliche hört auf und das Unendliche gleicht den Phantomen, denn wir Menschen, an das Sichere und Haltbare und Bleibende gewöhnt, können das Himmlische nicht begreifen, weil es muß geistig gerichtet werden. Wir hoffen und glauben und ahnen nun immerfort. Wir träumen und verlieren uns in Nebelgebilde der Phantasie — das Spiel der unendlichen Vernunft. Dieses Nügendsaufhören, Nimmerrasten entspringt aus dem Schmachten nach Unendlichkeit. Wir wollen etwas Großes bestehen und da wir es nicht können, weil alles beschränkt zur Wirklichkeit kömmt, so wallt es in unserm Herzen von Hochgefühlen und unser Kopf brennt von den und selbst unbegreiflichen Ideen, deren keine

in dieser Welt realisirt wird. Je mehr Wille in einer Handlung liegt, je kühner das Streben nach dem Guten hervorleuchtet, desto erhabener steigt der Mensch vor uns hervor und wir möchten vollkommen, rein, gut und groß wie das Unendliche ist und wie dieses in einem Wesen zu etwas Wirklichen für die Idee sich bildet, wie Gott selbst seyn. Die Unsterblichkeit aus der Nothwendigkeit des Gleichgewichts zwischen Recht und Glückseligkeit abgewogen von Gott selbst, hervorgehen zu lassen, faßt eine erhabene Idee in sich und bindet die Menschen in ein wahres christliches Verein, ist auch in der Anwendung für jeden unbefangenen Menschen nutzbar und begreiflich. Indes hat der Glaube an Unsterblichkeit einen höheren Ursprung. Das Schmachten nach Unendlichkeit kann nicht aufhören, weil es die Unendlichkeit betrifft. Nie könnte es die Unendlichkeit betreffen, wenn nichts Unendliches dieses

III

Schmachten hervorbrächte. Alle die Dinge in der Anschauung können doch keine Veranlassung für etwas außer allen Grenzen geben. Ja was noch mehr ist, der Verstand, also das Menschliche hört gar auf, sobald wir uns Vernunftideen überlassen. Da nun das Unendliche nichts Gemeinschaftliches mit dem Endlichen hat, folglich gar nicht aus dem Letzteren entspringen kann, muß es aus sich selbst kommen. Und so ist es wirklich. Unser Ich als das Unendliche sucht sich selbst außer sich zu realisiren. Das immerfortwährende Begrenzen, das Bleiben in Zeit und Raum genügt ihm nicht und so erschmachtet es sich selbst, erschmachtet die Loslassung aller Fesseln der Endlichkeit, um sich, seinen eigenen, erhabenen Selbst treu und wahr zu bleiben. Der allgemeine Glaube an Unsterblichkeit, das Verlangen, von allem Kleinlichen, Mangelhaften und Begrenzten befreiet zu werden, rührt ein-

zig und allein aus dem unendlichen Ich her. Das Schmachten höret nicht auf, wenn das Ich nicht aufhört. Aber wer bürgt mir, daß dieser Allerschaffter nicht untergeht? Diese Frage, so leicht sie aufgeworfen und in ihrer Beantwortung so schwer scheint, ist eigentlich keine Frage, da, wie wir oben gesehen haben, das Unendliche nur durch sich selbst ist, was es ist, sich selbst begrenzt und diese Grenze wieder aufhebt, so läßt sich keine Aufhörung denken, da das Aufhören nur in dem Endlichen liegt, aber etwas Widersinniges. mühen Widersprechendes in sich faßt, sobald als man es auf das Unendliche anwenden will. Wir müssen unsterblich seyn, so gewiß wir nach dem Unendlichen schmachten — unser Ich kann nicht aufhören, denn es ist das Unendliche. Begreifen kann man nur das Begreifliche, verstehen nur, was den Verstand angeht, aber fühlen das Unendliche. — Wir gleichen der Sonne.

Sonne, deren Luft durch die Strahlen nicht abnimmt. Die Strahlen sind etwas Begrenztes, das Licht selbst erschafft und alles was es erschafft ist Licht. Dieses Licht kehrt in sich selbst zurück. Ich bin sehr der Hoffnung, sagte Sokrates kurz vor seinem Tode, daß der Verstorbene noch etwas sey. Er philosophirte so fort, und sagte unter andern: Da die Begierden und Freuden ohne Zweifel Hindernisse der Weisheit wären und aus ihnen und den Bedürfnissen Krieg und Übel entstünden, also alles wegen des Körpers, so folge eine wahre Weisheit erst, wenn die Seele nicht mehr durch den Körper gestöhret werde; denn, wenn nichts mit dem Leibe rein erkannt werde, so geschehe es ohne ihn oder gar nicht. Die Seele gleicht einer Leier, fügte er unter andern hinzu, die Saiten zerreißen, aber die Harmonie bleibt nach.

Es ist eine große Sache um das Zutrauen unter den Menschen. Alle Verbindungen, welcher Art sie auch seyn mögen, hören auf, wenn in die Stelle des Zutrauens Misstrauen gesetzt würde. Führen Sie diesen Grundsatz unter die Menschen ein und die Staaten fallen zu Trümmern, die Ringe der Ehen sprengen auseinander, die unauflöflichen Knoten der Freundschaft werden mit einem gewaltigen Schwerte zerhauen. Es ist ein sonderliches Ding um das Zutrauen. Man kennt sich nicht genau, man schließt von Erfahrungen und äußeren Handlungen auf das Innere, aber mit welchem Erfolg? Das Ohngefähr waltet in der wichtigsten Angelegenheit des Menschen mehr wie irgendwo anders, und wenn wir in das Geheimniß dieses wechselseitigen Zutrauens drängen, so würden wir mit verstohlenen Seufzern uns dieses Nachdenkens gerne ent schlagen. Aber wie? Schwanken wir so nicht immerfort

zwischen Zutrauen und Mißtrauen? wer bürgt Sie und mich nicht eben so gut in Freundes Händen verrathen zu seyn, wie es so manchem Sterblichen erging? Eine Erleichterung dieser ewigen Gefahr giebt allerdings der Ausspruch Sokrates: ganz schlechte und ganz gute Menschen giebt es wenige, aber des Mittelpuncts desto mehr. Wie in einem Staate das Recht gleichsam wie von selbst so handlich von jedermann ausgeübt wird, ohne daß es dem hundertsten Theil einfiel, an das Recht nur einmal zu denken, geht es auch in den engern Verbindungen der menschlichen Gesellschaft. Die Gewohnheit ist hier die Natur, welche mütterlich sich der Irrenden annimmt, damit sie aus Gebrauch thun, was ihnen die Pflicht auflegt und ein friedliches Leben bewirkt wird, ohne gar großes Verdienst damit zu erwerben. Das Zutrauen unter den Menschen muß allerdings einen weit höhern Grund lassen

als den die Gewohnheit auflegt, sonst würde leicht das Gegentheil geschehen, wie es bey gänzlicher Vernachlässigung der Beziehung aufs Recht auch genug geschieht und ganze Staaten zernichtet, da wir dergleichen nicht weit zu suchen haben. Was würden die Leute sagen, bleibt ein guter Behelf in einem ruhigen Staate, um die Menschen maschinenmäßig durch die Welt zu ziehen, aber in Gefahren der Noth, bey großen Leidenschaften, bey großen Menschen, schlecht oder gut verschlägt diese *essentia miraculosa* nicht viel. Die ganze Moral ist wie ein Wechsel mit der schwärzesten Dinte vermischt, wenn nicht das Unauslöschliche in dem Inneren, vor den Augen unsichtbarem liegt. Achte Freundschaften, ächte Ehen, ächte Familienverhältnisse kennen wir wenige, denn es gibt zu wenige große Menschen und diese wenigen kommen selten in das Verein, wenn sie sich manchmal auch nahe genug sind.

Demungeachtet bleiben Familien, stiftet man Freundschaften, heirathet man fort und es gelingt mehrentheils ganz leidlich, denn wie gesagt, des Mittelguts giebt es viel und die Natur nährt, wenn die Freiheit schläft. So hat gleichsam die höhere Instanz dafür gesorgt, daß keine große Verwüstungen in dem moralischen Reiche bewirkt würden, wie die Körperwelt durch ihren gesetzmäßigen Gang den Spiegel davon zeigt. Hier wird die ganze Seelenlehre wie in einem optischen Glase zurückgeworfen und es folgt sich natürlich, wie die Farben durchs Brechen der Strahlen. Dem das Herz höher wallt wie alltäglich und dem die Gedanken empor sich schwingen, wird sonderbar dabey zu Muthe. Mit jedem Pulsschlage bestätigt sich ihm seine traurige Aussicht, denn er findet zu wenig, was ihm huldigt und seinen Gefühlen entspricht. Er resignirt, wenn er großes Herzens ist, wie ein Schiller und hofft

die Eide der Natur dereinst erfüllt zu sehen. Ein Anderer hebt sich empor über die Erde und behandelt den grössten Theil der Menschen wie etwas Sächliches, — mithin braucht er das Zutrauen nicht aufzugeben. Er ruft von der Welt aus, was Gibbon von den Ägyptern sagt: es war in Ägypten weniger schwer, einen Gott als einen Mann zu finden. Gebrauch und Lebensruhe sichern das lockere Band und man lebt sich ein sterbliches Leben.

Unter vielen Träumen der Menschen gehören auch die Ringe und die Gürtel, mit denen man sich unsichtbar machen kann, um in die Geheimnisse seiner Nebenmenschen zu dringen und sich von ihrer Rechtlichkeit zu überzeugen. Sie finden wohl, daß die Resultate nicht befriedigen können und würden obendrein manches Schmäbliche entdecken, weil manches im Geheimen geschieht, was man dem Lichte

nicht anvertrauet, um dem eingesogenen Grundsatz treu zu bleiben: „was werden die Leute sagen.“ Ich will Ihnen hier eine kleine, aber wahre Geschichte zum Besten geben. Der deutsche Kaiser Maximilian der erste, von großer Seele und vielen Kenntnissen, kam einst in Nürnberg. Man machte ihm einen großen Pokal mit Goldgulden zum Geschenk. Maximilian ließ diesen auf der Tafel stehen. Nach geendigtem Mahle hielt man ihm zu Ehren ein Schauspiel. Die Gesellschaft setzte sich vor dem Tische, so daß die Tafel im Hintergrunde des Zimmers stehen blieb. Während der Aufführung ließ ein Hofbedienter sich gelüsten, eine gute Handvoll aus dem Pokal zu nehmen. Der Kaiser hatte zum Unglück einen Ring am Finger, in welchem ein Stein Phengites, der sehr klar und glänzend eingelegt war, der wie im Spiegel die Gegenstände hinter ihm darstellte. Der Kaiser sagte schnell zu

dem Menschen: er solle so viel Goldgulden aus dem Pokel nehmen, als er mit der Hand fassen könne und sie zahlen. Jener nahm sehr behende einige heraus und zahlte sie. Nun fuhr Maximilian fort, zeige jene, welche du heimlich herausgenommen hast, daß ich sehe, ob du *jest* oder vorher beherzter zugriffest. Der Gestohlenen waren mehrere als denen, welche er mit Erlaubniß genommen. Maximilian sagte nun: Nimm beyde Summen hin, aber hüte dich, mir wieder vors Gesicht zu treten. — — Wie gefällt Ihnen Maximilian? wie der Phengites? — — Ein Kaiser bedarf wohl eines allgegenwärtigen Auges, weil die Dinge so wichtig sind, welche ihm versteckt gehalten werden. Die Freuden des Lebens, welche in Mittheilung der Gedanken und dem Umsfassen und Umfassen einiger häuslicher und guter Menschen bestehen und auch auf dem gegenseitigen Zutrauen beruhen, muß er, als der

über Alle, sich schon vergehen lassen. Das
 Weise um ihn her ist ein geschmücktes und eitel-
 les Ding. Das Bewußtseyn des Rechts bleibt
 bey'm Bettler und Kaiser der Grundstein alles
 Zutrauens. Damit will ich sagen: wer sich
 und Gott trenn bleibt, braucht kein Mistrauen
 in Andere zu setzen. Was wird man ihm Gro-
 ßes anhaben können, da er seinen Himmel in
 sich trägt, den nicht Motten und Verwesung
 verderben. Der Kaiser aber lebt sich nicht al-
 lein, auch nicht seiner Familie allein, welche
 er mit einem scharfen Auge noch nothdürftig
 übersehen kann, sondern er lebt Millionen.
 Der Ring ist freylich ein spashafes Seelenglas
 und oft mehr werth, wie ein ganzes physiog-
 nomisches Buch und alle Zeichnungen der Na-
 tur, aber ich möchte doch behaupten, daß
 unser trefflicher Max seinen Phengiterring sehr
 oft in den Pult gelegt habe, um sich nur nicht
 irre machen zu lassen, in dem, was zu thun

sey und überdem seine ihn Umgebenden nicht gar zu idealischen Heuchlern zu erziehen, wozu ein Glas mit der Kraft sehr tauglich ist. Mich freuet es, daß der große Gott, dem seine Schöpfung nicht schlecht gelungen zu seyn scheint, für gut befand, uns kein Auge am Hinterkopfe zu pflanzen. Denn ich glaube, vor allem Sehen sähen wir gar Nichts. Schiessen wir jetzt Purzelbäume, so hätten wir sie dann dreyfach geschossen. Es muß nun einmal aufs Gerathewohl gehen, oder alle Moralität ist aus und zu Ende. Hier bleibt keine Sicherheit mehr übrig als die Sicherheit, welche Jeder sich selbst giebt, um mit einem guten und dem Höchsten wohlgefälligen Herzen, einfach und uns-huldig hinzuwandeln, alle Menschen wie Brüder anzusehen, bis wir deutlich einen Schurken darunter finden, den wir darauf seine Wege gehen lassen; doch dabey nicht vergessen, mit dem großen Luther zu

sagen: in unseren eigenen Busen zu greifen und zu fühlen, ob wir noch Fleisch und Blut haben.

Die Juristen halten als Grundsatz; halte Jedermann für gut, bis du vom Gegentheil überzeugt bist; die Theologen sagen, wie wohl auf eine andere Façon a parler das Gegentheil: alle Menschen sind von Natur böse. Das äußere Recht kann nicht eher handthieren, bis es verletzt wird, und bis dahin verschonen die Gesetze Jeglichen, der unter ihrem Bezirk steht und der Juristen Satz ist begründet. Die Theologen beschäftigen sich mit dem Menschen nach seiner Moral, welche das äußere Recht nicht betrifft. Da findet sich in der That, daß alle Menschen von dem ersten Bewußtseyn ihrer Handlungen an mit einem feindlichen Theile kämpfen; daß ihre Natur sie gleichsam zwinge, böse zu seyn. Dadurch

nehmlich, daß sie Natur sind, mithin unter Anschauung und eine bleibende Erscheinung gebracht werden, sind sie endlich und begrenzt, wie Sie aus einem anderen Briefe von mir wissen. Dies ist das Mangelhafte! So wie Sie diesem Mangelhaften folgen, mithin Ihre Willkür dahin bestimmen, wird etwas Böses. Vermöge ihrer Natur können die Menschen nicht anders als Böse handeln und würden es durch und durch seyn und bleiben, wenn sie nicht etwas höheres anerkennen müßte und in sich verehrte, was über alle Natur geht. Das Zutrauen der meisten Menschen gründet sich auf das juristische Prinzip und mit Recht, weil die Menschen, in Pausch und Bogen genommen, mehr aus Furcht als aus Liebe thun, was sie schuldig sind. Der Mensch von großer Seele traget seinem Nächsten ein Besseres zu, weiß recht wohl, daß aller Menschen Natur verderbt sey; aber er hoft es zu seiner Gött-

lichkeit, zu seiner Unendlichkeit, daß Jener die Natur nicht ungezäumt werde wirken lassen, sondern folgen dem Ideal, so weit die Endlichkeit es nur erlaubt. Daß dies letztere nur für Wenige, wiewohl für die Besseren gelte, beurtheilen wir schon aus dem Verfahren der Staaten gegen einander. Die Politik geht noch heutiges Tages dahinaus, was nützlich ist, ohne vorher zu fragen, ist das Nützliche auch recht. Sie erlaubt sich nach diesem verworfenen Princip Maasregeln und Einrichtungen, welche gar bald den anderen und dritten Staat in Gefahr setzen. So leben denn alle Staaten gegen einander, wie im Naturstande und müssen Spieße und Geschütz anschaffen, um sich vertheidigen zu können. Da sie aus gleichem Grunde sich einander gefehrdet, bauen sie Festungen, legen Kanonen an die Grenzen, halten viele tausend Mann in beständiger Bereitschaft, Land und Menschen zu schützen. Hier geht alles nach

dem Nutzen zu. So lange diese Grundsätze noch unter den Nationen obwalten, mithin so lange diese nicht bessere Menschen werden, kann von einem ewigen Frieden, also auch von wahren Zutrauen nicht die Rede seyn. Eine andere Art Zutrauen, welches nächst dieser das wirksamste und allgemeinste ist, besteht in dem Wechselgeschäfte. So gut man sich auch mit Documenten, sicheren Unternehmungen, angesehenem Papier, soliden Banken und festen Häusern, beschäftigt, beruht doch Alles auf dem Gut- oder Schlechtseyn desjenigen, von welchem die Wechsel ausgestellt sind. Will Jemand die Welt betrügen, so versteckt er sein Geld, oder verschreibt es Anderen, welche nach Verlauf einiger Monate es ihm für gewisse, jüdische Prozente wieder abschreiben und sagt: er könne nicht bezahlen. Man verläßt sich zwar auf die Handhabung der Gesetze; indess müssen die Creditores mit 10

oder gar 5 Procent vorlieb nehmen. Das Zutrauen spielt hier eine doppelte Rolle. Es geht hier von beyden Prinzipien aus. Bey den individuellen Lagen nimmt Jedermann Rücksicht auf das individuelle Verhalten des Käufers und trauet ihm darnach kleine oder große Summen zu. Die Handelschaft sagt mit dem großen Staatsmann Pitt und das mit Recht: Credit gilt mehr als Geld. So ist es wirklich. Kein Kaufmann in einer Handelsstadt kann sein Vermögen realisiren, wenn es Allen zugleich einfiel, es realisiren zu wollen. Es ist nur Papier. Laß sämtliche Kaufleute heute aufhören zu handeln, wie viel werden sie in klingender Münze haben, wenn Jedem das Seine baar ausbezahlt werden sollte? Daher rührt bey'm Bankschluß, wo Jeglicher baares Geld braucht, der hohe Disconto; wie dann das baare Geld 10 oder 12 mal bey dem nehmlichen Wechsel desselben Tages wiederkömmt. Es ist sehr an-

genehm, sich darüber zu unterhalten, wie das Ganze durch Zutrauen im Gleise bleibet und dadurch unbegreifliche Dinge ausgeführt werden. Ich aber will nur dahin zeigen, wie Alles auf Etwas beruhet, was sich nicht weiter angeben läset — das ist: Du mußt Zutrauen in den Andern setzen. Alle Vorkehrungen gegen Mißtrauen verschlagen wenig. Laß einen Kaufmann in Mißcredit kommen; laß einen Staat Bewegung gegen den Andern machen; so gehören augenscheinliche und triftige Beweise dazu, ehe wir das Vorurtheil gegen ihn ablegen. Selbst die Miene, welche Mißtrauen verdient, schärfet unsere ganze Aufmerksamkeit. Wir verfolgen seine Schritte und Worte mit scharfem Auge. Lügen ist das größte Laster der Erde. Eva wird durch eine Lüge sündig. Durch Lügen wird der Charakter aufgegeben. Es höret Jedes auf, woran man sich hält. So gewiß nun der Andere will, daß man ihn für etwas

Blei-

Bleibendes halten solle, um ihn nicht als Sache zu behandeln, sondern als Person zu ehren, so gewiß halt Jeder sich berechtigt, Zutrauen von dem Anderen fordern zu können. Sie werden sich überzeugen, wie das Wichtigste auf dem Inneren beruhet und gar in keine äußere Form gebracht werden kann. Das Gegenwärtige mag uns Erwahr nicht abhalten; denn der Betrüger kommt leichter in die Lage, das Leben zu genießen als der Ehliche. Aber das Unendliche und Ewige in uns gründet die Gesetze auf die Erscheinungen und gibt unserem Thun eine Haltung, wodurch Nationen Jahrhunderte bestehen. Ich schliesse mit Mörser: die beste Goldwage ist ein gutes Vertrauen. Wer das nicht hat, der ist schon wirklich betrogen; und wer es hat, der isset seine Salade, schluckt eine Schnecke mit hinunter und findet ihn noch schmackhafter. —

Alles ist Wunder in der Welt und ich weiß nicht, warum wir uns den Kopf über die Wunder der Bibel so mächtig zerbrechen. Was würde man darum geben, zu erfahren, wie unser Ich in Verbindung mit unserem Körper steht. Was geht uns inniger an, als was wir beständig in uns tragen, und nächst dem, wie wir mit den Dingen außer uns stehen. Ich weiß nicht, ob Sie schon den philosophischen Ausdruck Erscheinung kennen? Erscheinung ist diesen nemlich: was nicht Ich ist. Die Alten nennen gewöhnlich Erscheinung Körper. Weil es nun der Erscheinungen so viele giebt und wir viele nach Belieben verschwinden oder bleiben lassen, wie dies bey einer Gestalt, durch unsere Einbildungskraft erschaffen, der Fall ist, so nennen die Weltweisen einen Körper das Bleibende in der Erscheinung. Sie sehen wohl ein, daß wir nicht nach Gutdünken einen runden Tisch vor uns lang oder

eckigt machen können, ohne daran arbeiten zu
 müssen. Denken wir uns einen Tisch, so kön-
 nen wir ihn in einer Minute auf einerley Weise
 gestalten. Der Tisch vor uns und der Tisch in
 unserer Vorstellung unterscheidet sich durch
 etwas, was bleibt und nicht durch unsere
 Denkkraft aufgehoben werden kann. Nun mü-
 ssen Sie den Tisch eine andere Gestalt geben:
 oder ihn verbrennen, so bleibt doch etwas,
 und zerlösen Sie die Asche darnach und neh-
 men noch tausend chemische Prozesse vor, so
 bekommen Sie doch nie ein Facit von rundem
 Null. Etwas restet. Dies Etwas kann natürli-
 cherweise nicht in uns seyn. Mithin giebt es
 eine Natur, d. h. etwas Bleibendes, folglich
 dafs ohne unser Daseyn wäre oder seyn könnte.
 Was ist nun dies Etwas? Es ist Alles, wenn
 Sie wollen. Nehmen Sie ein Stück Silber oder
 Holz oder ein Thier. Lösen Sie diese 3 Theile
 durch Feuer auf, so bekommen Sie von diesen

7 Theilen Asche und es folgt nach einer langen Untersuchung der Schluß: wir können von keinem Dinge eigentlich angeben, was es ist, sondern nur, daß es ist und daß Etwas bleibt. Die äußere Form ist willkürlich und kann dermaßen verändert werden, daß man mit gutem Fug behaupten darf: kein Körper hat eine wesentliche Form. Dies ist sonderbar genug. Gehören die Formen nicht wesentlich zu den Körpern, und muß jeder Körper doch eine Form tragen, so müssen die Formen in uns liegen. Damit schien das ganze Rätsel gelöst zu seyn — denn nun sagten wir: der Tisch ist rund, der Baum ist lang, das Silber ist eckigt, weil wir den Dingen diese Form mittheilten. Doch wirft sich hiebey etwas in den Weg: wie geht es zu, daß wir den runden Tisch nicht viereckigt ansehen, und wenn er in wenigen Minuten viereckigt getäget oder bebauen wird, nicht sagen können; er ist noch

rund? Sie sehen ein, daß ich hier nicht von den willkührlichen Zeichen, rund und vier-eckigt spreche, sondern daß unser Verstand sich sträubt, einem Dinge, nach seiner Veränderung, noch die vorige Gestalt zuzuschreiben. So liefse es dann, als wäre die Gestalt, das ist die Form, nicht von uns gegeben, sondern sie wäre jedem Dinge oder Gegenstande eigenthümlich. Und doch erinnern Sie sich des eben gemachten Schlusses: die Formen sind den Erscheinungen nicht eigenthümlich, weil sie sonst bis zur gänzlichen Verschwindung des Körpers dieselben bleiben müßten. Sie können dies am leichtesten bey einer Schmiedesse sehen. Ein glühendes Eisen läßt sich biegen und nimmt in einer Sekunde mehrere Formen an. Woher dies Formenspiel? Der Schmid kann das Quadrat aus der Stange schmieden wollen. Der Hammer folgt seiner Hand; die Hand dem Gesetze der Bewegung, welche

durch den Willen bewirkt wird. Die Biegsamkeit bewirkt das Feuer. Betreuen Sie sich nur von der Gewohnheit. Diese verleiht uns eine Fertigkeit, daß wir das Mechanische fast übergehen und nur das Entstandene betrachten; der Knabe sieht seinen Vater schmieden, lernt es ihm ab und findet nun sehr natürlich, wie das Eisen diese und jene Form annehmen muß, nemlich durchs Feuer und seine Geschicklichkeit, den Hammer zu führen. Lassen Sie einen Blindgeborenen urtheilen und er wird rund von lang, eckigt von einer Linie unterscheiden. — die Farbe macht keine Form aus, sondern entsteht aus der Brechung der Lichtstrahlen. Wenn ein Körper von einem der Elemente mehr als der Andere in seiner Zusammensetzung enthält, so schluckt er eine größere oder kleinere Quantität Licht ein und spielt diese oder jene Farbe. Die Form kennt der Blinde so gut wie der Sehende. Bringen Sie dem besten Kopf

einen Begriff von Linie und Zahl bey. Das sind Dinge, die wir voraus setzen, was Jeder durch sich selbst weiß und wovon sich keine mehr aufhellende Erklärungen angeben lassen. So steht es mit folgenden Begriffen: rund, lang, kurz, eben, hoch, niedrig, viel, wenig u. s. w. Daraus folget nun: wir übertragen die Formen von innen nach außen hinüber. Nun können wir freylich nach einer Idee, "rund allmählich zum länglichten abstu- fieren, so dals man kaum die Grenze unter- scheiden kann, wo rund ins länglichte über- geht. Diese Bestimmung in uns, dals wir Et- was durchaus rund und Etwas durchaus läng- licht nennen müssen, läst sich weiter nicht auflösen, als dals wir das Gesetz dazu in un- serem Ich finden. Eine Regel muß es seyn, sonst würden wir nicht zu jeder Zeit zu ei- nerlei Aussagen über Form und Figur gezwun- gen. Weil uns die Gegenstände außer uns je-

den Augenblick Gelegenheit geben, zu urtheilen, und wir bald einen runden, bald einen langen Körper sehen, so bringt diese Gewohnheit uns dahin, daß wir geneigt sind, den Gegenständen die Form als eigenthümlich zuzuschreiben, obgleich es in nichts weiterem besteht, als daß wir Gelegenheit finden, unsere Urtheile von rund und lang anzuwenden. Nehmen Sie jetzt alle Formen aus der Schöpfung, was bleibt übrig? Nichts Bestimmtes und doch Etwas. Sie sollen in ein dunkles Zimmer geführt werden, worin man zuvor *Eckern und Buchmast* warf. Sie gleiten aus, und weil sie nicht mit den Händen tasten dürfen, so nehmen Sie Ihren Fuß zur Hülfe, aber weil es einem Städter seltene und entfernte Dinge sind, verfallen Sie nicht darauf und Sie erklären: es muß freylich Etwas seyn, aber ich weiß nicht, was. Man giebt Ihnen einige in die Hand, auf der Sie einen

Handschuh tragen, und Sie urtheilen dann, eines ist oval, das andere ist dreyeckigt. Denken Sie sich auf diese Weise die ganze Natur ohne Licht und nehmen sich den Sinn des Geschmacks weg, so ist das Etwas gleich Nichts, wenn Sie anders nicht das Gefühl anwenden. Mirdeucht: Sie können schon mit mir einig seyn, daß die Formen aus uns kommen, und daß jenes, was auch ohne uns bleibt, ein solches ist, wovon wir gar keinen Begriff haben. Deswegen nannten die Alten das Etwas vor der Schöpfung ein Chaos. Sagen Sie mir, was wollen Sie sich für einen Begriff von etwas Zusammengesetztem machen, wenn Sie sich dieses ohne Form denken sollten? Daraus folgt: Wir sind Schöpfer der Natur. Ohne uns gleicht die Natur einem Nichts, da es erst etwas durch die Form wird und die Form nur durch uns entsteht. Aber so sehr ich auch glaube, Ihnen es verdeutlicht zu haben, werden

Sie noch immer von neuem anfangen: Was soll denn aus dem werden, was doch ohne mich ist, und was ich nicht vertilgen kann, wiewohl ich keinen Begriff davon habe? Nehmen Sie alle Formen zusammen, so bleiben zwey Formen übrig, in denen alle andere nur gelten. Für die Erscheinungen und Gestalten in uns müssen Sie schlechthin die Zeit annehmen; für die Erscheinungen aufser uns Zeit und Raum. Der Raum hat für sich keine bestimmte Form, als dafs die Gegenstände nach aufsen darin gedacht werden müssen; aber z. B. rund hat seine bestimmte Form im Raum. Zeit im Allgemeinen hat keine Form, als dafs alles, selbst die Vorstellungen in ihr gedacht werden müssen; aber z. B. kurz bekommt seine Form von der Zeit, indem es etwas Bestimmtes in der Unendlichkeit setzt, also das Unendliche begrenzet. Raum und Zeit sind demnach unendlich, wie das Ich. Alle Formen dieser Urfor-

men sind endlich, denn sie bestimmen eine gewisse Zeit, einen gewissen Raum. Da diese Urformen nicht in den Erscheinungen liegen, wie könnten es die Formen thun, da diese nur aus jenon herrühren; mithin haben die Dinge außer uns nicht Zeit und Raum in und an sich, folglich ihre Formen, lang, kurz, rund, eckigt u. s. w. eben so wenig. Nehmen Sie Alles in der Natur weg, löschen Sie alle Formen aus, so bleibt Ihnen noch der leere Raum und die unausgefüllte Zeit; das heißt in einer andern Sprache, der reine Raum und die reine Zeit. Ihnen ein Beyspiel zu geben, will ich es von der Wirthschaft hernehmen. Sie sollen eine Art Salade bereiten, um Ihre Kunst in diesem Theile der Wirthschaft zu beweisen. Die Kunst liegt nicht in der Salade, in Ihnen wohnt der Schöpfer. Damit ist nun freylich das Übrigbleibende, das, was auch ohne uns den Stoff in der Natur ausmacht, noch gar

nicht erklärt. Und doch tragen Sie sicher eine unzubefriedigende Neugierde dafür. Ich hoffe indels, daß Sie mindestens die Unmöglichkeit einschen, das Nachbleibende kennen zu lernen. Können wir uns schlechthin nichts vorstellen, was nicht irgend eine Form an sich hat, mithin, wenn es sich durch den Gedanken nicht aufheben läßt, wenigstens in Raum vorgestellt werden muß, so können wir gerade daher das Ding an sich nie begreifen lernen. Das Ding an sich ist für unsere Vorstellung ein Unding. So wie etwas zur Vorstellung in uns übergeht, muß es durch uns selbst geschehen, und wir stellen uns dann das Ding nicht mehr vor, was ohne uns seyn mag, sondern es ist unser eigenes Geschöpf, ein Ding, was durch uns geformet ist. Da wir nun mit Recht uns Erschaffer der Natur nennen können, so bleiben alle chemische Versuche nur Experimente und mechanische Übungen, wodurch wir in den Be-

griffen nicht ein Haar breit weiter gegangen. Der geschickte Künstler in der Chemie wird es endlich dahin bringen, uns zu überführen, wie alles in der Natur ein Spiel ist; Jedes aufgelöst und wieder in ein anderes verwandelt und also sichtbarlich schon der ewigen Modellung des Menschen ausgesetzt bleibt; wie Alles in Kraft und Gegenkraft besteht, wodurch nichts Halbares und ewig Begründendes werden kann — Hüten Sie sich aber, viel von den Dingen an sich, oder von Stoff und Materie oder viel von Formen zu sprechen. Es kann Ihnen jetzt nicht auffallen, wenn ich sage: Form an sich ist für uns nichts und Stoff an sich eben so wenig. Versuchen Sie, etwas zu denken, was keine Form hat und es ist Ihnen unmöglich. Denken Sie sich eine Form und weiter nichts — es wird Ihnen nicht gelingen. Wahrscheinlich antworten Sie: ich kann mir sehr deutlich einen Zirkel oder ein Dreieck

vorstellen. Ich ziehe nur in Gedanken eine Linie um einen Punkt, die von jedem Punkte des Kreises gleich weit entfernt liegt; oder denke mir 3 Linien, welche durch drey Winkel zusammenlaufen. Sehr richtig, aber würden Sie eine Linie oder einen Zirkel beschreiben können, wenn Ihnen nie eine ähnliche Figur in der Anschauung vorgekommen wäre, wodurch Sie es jetzt auch in Gedanken verstehen? So gewiß dies Letztere ist, so gewiß bleibt es zugleich, daß die Dinge außer Ihnen nicht erst in Sie die Formen hineintragen, sondern die Anschauung giebt nur Gelegenheit, daß Sie mit sich selbst bekannt werden. Mit der Linie und dem Zirkel beschreiben Sie einen Theil des Raumes im Raum, aber ohne die Anschauungen würden Sie zu dieser Abstraktion nicht gelangt seyn. Die Urformen hießen Zeit und Raum. Denken Sie sich die leere Zeit oder den leeren Raum, so denken Sie nichts, ob-

gleich Sie nicht sagen können: Zeit und Raum sind nichts, sondern sie sind die Formen des Denkens. Aber den Stoff oder die Form isolirt gedacht, so verbinden Sie schlechthin keine Vorstellung damit. Nur aus beyden zusammen wird ein bestimmtes Etwas, welches Sie beschreiben und von allen anderen unterscheiden können. Ist denn nun der Stoff außer uns und die Form in uns? Wie entsteht dann diese unbegreifliche Harmonie zwischen dem ganz Verschiedenartigen, daß ein Ganzes daraus wird? Was Sie auch anschauen mögen, ist der Stoff eben so gut in Ihnen als die Form. Das dünkt Sie lächerlich. So antworten Sie mir: habe ich den Tisch in mir und was ich als Tisch vor mir sehe, ist Blendwerk. Überlegen Sie meine geistreiche Freundin, daß das, wodurch Etwas rund oder länglicht wird, aus Ihnen herkömmt; daß Sie dem Dinge die Form geben. Nun haben Sie keinen Begriff von dem

Stoff allein, auch nicht von der Form allein, so muß auch der Stoff von Ihnen gemodelt werden, daß er sich zu dem bildet, vermöge des Sie das Ding rund nennen müssen. Von einem Stoff, der nicht durch Sie erzeugt ist, haben Sie keine Vorstellung. Sie sind also **Schöpfer von Stoff und Form**. Nehmen Sie eine **Masse Mehl** und lassen diese mäßig in Wasser zergehen, um einen Teig daraus zu bilden. Aus diesem Teige können sie ein Viereck, Vieleck, einen Zirkel, ein Parallelepipedum u. s. w. kneten. Der Stoff überhaupt ist da, aber nicht so, daß die verschiedenen Figuren nothwendig daraus entstehen müssen. Der Stoff an und für sich schwindet während Ihrer Beobachtung, sobald Sie ihn nicht unter einer Form denken; selbst der Teig hat schon eine Form und seine Qualifizirung zu vielen tausend Gestalten liegt nicht in ihm, sondern in Ihnen; folglich wie weit ein Ding etwas für ihre Vorstellung

stellung und Anschauung wird; ist es durch Sie geschehen. Ich habe doch den Teig, wird der Materialist antworten, wie willst Du mir den Stoff wegvvernünfteln? Ich antworte: der Stoff, der Teig ist ja nicht bloße Materie mehr, sondern schon etwas von dir Erschaffenes. Du kannst mir nichts nennen, was nicht den Stempel von dir trägt und willst du das Deinige wegnehmen, so bleibt dir freylich etwas übrig, was aber für deine Vorstellung nichts ist. Da sehe man den klaren Idealisten, werden mir Viele entgegen schreien; der behauptet, alles sey in ihm und nichts außer ihm; alles ist nur Schein und so leugnet er jede Wirklichkeit weg. Tisch, Stuhl, Spiegel, Mensch — was er um sich sieht, ist ein leeres Geschöpf seiner Einbildungskraft. Wie will er uns die Dinge wegleugnen, welche wir mit Händen greifen und halten können? — Lassen Sie sich nicht irre machen, meine Freundin.

Schon oft sagte ich Ihnen, daß etwas übrig bleibe, was wir nicht wegdenken können und wodurch sich ein Tisch in der Wirklichkeit von einem Tische in der Einbildungskraft unterscheidet. Aber Sie kennen das nicht, was Ihnen übrig bleibt. Deswegen ist es Ihnen gleich Null. Alle Beyspiele hinken. Nehmen Sie ein Stück Eis und halten dieses mit warmen Händen; es schmilzt, nimmt bald diese, bald jene Form an. Ist es gänzlich verschmolzen, so ist das Eis gleich nichts, wiewohl Wasser übrig bleibt. Was nach bleibt, ist noch immer etwas für Sie, aber so wie es übrig bleibt, haben Sie es sich anders erschaffen. Bloße Form bedeutet nichts bestimmtes. Die Form, wie Sie deutlich einsehen, geht ab und zu und rührt von Ihnen her, also muß auch der Stoff von Ihnen herrühren, damit er etwas werde. Daß ich den Tisch in der Wirklichkeit nicht so aufheben kann wie den Tisch in meiner

Einbildungskraft, macht freylich das Bleibende aus, aber durch mich oder durch jeden Andern meines Gleichen wird die Form gegeben, wodurch der Tisch ein Tisch ist. So gehören mir Stoff und Form eben so wohl an dem Tische außer mir als in meiner Einbildungskraft; wiewohl ich ihn dort in etwas Bleibendem erschaffen habe. Wir unterscheiden uns also von dem Idealisten dadurch, daß wir etwas annehmen, das nach aller Vorstellung bleibt, wovon wir aber keine Vorstellung haben können, weil es jenseits des Vorstellens liegt.

Nun können wir noch einen Schritt weiter gehen. Sie sind mit mir darüber einig, daß alle Formen aus uns kommen; daß wir von einer Materie ohne Form keinen Begriff haben; daß wir von dem Bleibenden gar keine Vorstellung fassen können, sondern es sogleich unter einer Form uns denken müssen — daraus

folgt: von Stoff überhaupt wissen wir nichts weiter, als daß er da ist. Was er sey, bleibt uns ein tewiges Rätsel. Nennen Sie mir etwas von Ihrer Einbildungskraft oder Anschauung, was Stoff daran seyn mag. Alles ist Form. Wenn ich einen Spiegel nenne und sage: die Form sey das runde oder länglichte; so lehret man fort; was übrig bleibt, oder das Mannigfaltige ist der Stoff. Was ist dieses Mannigfaltige? Sie gerathen beständig wieder auf Form. So geht es mit allen Dingen in der Anschauung. Wenn Sie sagen: vom Tisch ist der Stoff Holz. So frage ich: was ist der Stoff von Holz? Eichen oder Nußbaum oder Mahagony u. s. w. Was ist der Stoff von Eichenholz? und so geht es fort bis in die gänzliche, chemische Zerlosung und Sie behalten nichts wie Form. Sprechen wir von Stoff, so lasse ich das als Etwas gelten, dem menschlichen Verstande zu Hülfe zu kommen. Außers-

dem ist der Stoff nur immer Form von etwas Anderen wieder. Das Mannigfaltige besteht aber aus Einheiten. Einheit ist eine Zahl. Zahl ist eine Zeit in der Zeit. Zeit an und für sich ist Form. So glaube ich Ihnen, dargethan zu haben, daß die Natur durch uns ist; daß wir die Dinge erschaffen, indem wir ihnen die Form geben und Form alles ist. Der Stoff ist freylich das Bleibende, aber nicht anschaubar und für unsere Vorstellung so gut wie nichts. Sie werden mich zu keinem Idealisten machen und auch für keinen Schwärmer ansehen. Reißen Sie sich von der Gewalt der Gewohnheit los und von allen Meinungen und Sätzen der Weltweisen, welche Sie, dem Himmel sey es gepriesen, fast gar nicht kennen. Arbeiten Sie mit Ihrer gesunden Vernunft und prüfen meine Sätze. Alles werden Sie entwickeln bis auf Raum und Zeit. Die Welt ist durch Sie geformt und höret mit Ihnen auf,

Das Bleibende bleibt, aber was es ohne Sie ist, wissen Sie nicht; mit Ihnen ist es, was Sie formten.

Wenn man über die menschliche Denkweise nachsinnt, so geräth man sehr leicht auf eine Neugierde über sich selbst und fragt: warum denken wir nun so? Dies läßt sich natürlich mit nichts Anderen beantworten: als es ist so. Merkwürdiger dünkt mich aber die Neugierde in dem Menschen zu solchen unauflöslischen Fragen. Und da sehen Sie mich abermahl auf einem Punkte, auf den ich durch die Sache zurückkommen muß: die Unendlichkeit des Geistes treibt den Menschen ins Unendliche. Wir denken alle Dinge durch uns und zwar sind sie nur Begrenzungen der unendlichen Formen in uns. Alles läßt sich zurückführen auf etwas im Raum oder mindestens auf etwas in der Zeit. Und so haben Sie etwas in

der Unendlichkeit. Sie lassen das fahren und gehen den Ursachen nach. Da schwingen Sie sich in das Unbegrenzte, also Unbegreifliche — Sie staunen vor Ihrer Unendlichkeit. Dies ist das Zeugniß unserer göttlichen Natur. Man denke sich die Geisterwelt als Strahlen aus einem Lichte. Das Licht muß zwar seyn, wenn Strahlen sichtbar werden, aber so wie das Licht erscheint, sind auch Strahlen da. Woher wollen wir die Unendlichkeit haben? Leben ist die Seele der Natur. Wer kann den Anfang dathun? Moses nennt ihn Geist, Hauch, Luft, Bewegung des Windes, wodurch die Pflanzenwelt athmet, die Atmosphäre rein erhalten und zur Tränkung der Gewächse bereitet wird; wodurch Pulse und Herzen schlagen und Daseyn empfunden wird. Diese Bewegung herrscht überall. Sie gleicht der Unendlichkeit selbst, weil sie sich nicht beschränken, wohl aber in eingeschlossenem Raume bemerken läßt. Mer-

ken Sie: die Natur spiegelt den Geist ab und das muß sie, weil sie ein Kind unseres Geistes ist. Könnten Sie an Memnons Bildsäule stehen, so würde durch die Bewegung der Luft ein sanfter Strom von Tönen hinwallen, Sie horchten mit trunkenem Ohre, aber die Töne verlören sich in die Unendlichkeit, wie sie aus diesem unendlichen Schoofse hervorschwelten. Was ist die Sprache anders als ein Theil von Ganzen. Sie fassen einzelne Merkmale auf und die Worte sind nur Schatten von dem, was Sie fühlen. Was bedeuten selbst die Ausdrücke: groß, vorzüglich, unennbar, unaussprechlich anders als Theile von dem, was kein Mund angeben, keine Feder zeichnen, keine Endlichkeit fassen kann? Warum hören Sprache und Mienen auf, wo das Gefühl am höchsten steigt und drückt ein Umfassen, ein stummes Händedrücker mehr aus als eine Rede von Demosthenes und ein Lied von

Mozart komponirt? Wie heisst der Sterbliche
welcher den Schleier der Isis hob?

Sie werden so gut wie alle Sterbliche von dem
gefühl haben, was man Religion nennt. Nun
erfährt man schwerlich von Ihnen, wie dieses
Gefühl in Sie einkehrte, oder was diese Reli-
gion eigentlich sey. Zu unseren Zeiten, wo
man diese Gefühle als traurige Reste alter Vor-
urtheile, frömmelnder Erziehung, eingewurzel-
ter Gewohnheit erklärt, wird es Sie nicht lan-
geweilen, eine Untersuchung anzustellen, ob
das Gefühl oder die herrschende Meinung des
Zeitalters Recht habe. Ich weiss zum voraus,
wie Sie dem Gefühle Ihre Beystimmung geben
würden, da ein Gefühl etwas eigenthümliche-
res ist als eine einraisonnirte Meinung. Damit
wäre man fertig, wenn die Vernunft uns nicht

zwänge, weiter zu forschen: ob dieses Gefühl nicht eben so gut angenommen sey? Wenn Sie auf sich selbst achten, werden Sie das, was Sie Religion nennen, als ein Gefühl anerkennen, welches Bezug auf ein höchstes Wesen hat. Durch diesen Bezug erwartet man Gnade und Strafe. Was man Belohnung nennt, mischt sich nie in dieses Gefühl, sondern alle frohe und trübe Aussichten beruhen auf den Erwartungen der Gnade und der Strafe — eine Folge der Gerechtigkeit des höchsten Wesens. Dieses Gefühl ist eine wahre Erscheinung unsers Geistes. Ich will mich hier nicht auf das Geschichtliche der Religion einlassen; in wie ferne alle Nationen mehr und minder Gefühle gegen höhere Wesen äußerten, und es noch keinem Staate bis heute gelang, ein Volk ohne irgend einen Glauben, welcher jedesmahl Bezug auf Religion hat, zu regieren. Denken Sie sich in Ihre Jugend so weit zurück, als Sie

können. Man genieße das Glück, milde Eltern von der Natur erhalten zu haben, welches Gefühl schleicht sich bey einer Unart herein? Ein unverdorbenes Kind fühlt Unruhe, Bänge, selbst wenn es seine Unart den Eltern verbergen kann. Wir nennen dieses Gefühl Ausspruch des Gewissens. Laß uns den erwachsenen Jüngling, oder das sanfte, blühende Mädchen betrachten. Thorheiten, Ungeschliffenheiten jeder Art, wenn es anders noch die ersten auffallenden sind, beschweren das Herz auf eine unbegreifliche Weise. Hier finden wir noch immer Bezug auf ein Gefühl im Herzen, das wir Gewissen nennen. Laß uns nun in Gefahr oder Krankheiten gerathen, wo menschliche Hülfe aufhört, oder etwas Schändliches begehen, was nur vor dem Richterstuhl des Inneren gelanget, worin löset sich dann die Angst oder Hoffnung auf? Da haben Sie ein personificirtes, höchstes Wesen, zu dem Sie Ihre

Seufzer tragen, zu dem Sie hoffen, oder das Sie fürchten müssen, nachdem ihr Anliegen ist. Man dürfte vielleicht einwenden: hier zeigen sich die Folgen einer verkrüppelten Erziehung. Hatte man dem Kinde nicht so viel von Gott vorgeschwatzt, so würde der Erwachsene bey Anerkennung seines Lasters sich selbst verrathen, und aus Scham vor sich selbst zurückkehren. Läge er in den heftigsten Schmerzen, oder sank er unter die Stürme des Schicksals, so würde er seinen Muth erhöhen, ohne gleich einem Lazarus nach einem andern hinzublicken und dort um Hülfe zu flehen. Dies scheint sehr einleuchtend. Denken Sie sich alles, was ich in andern Briefen von Unendlichkeit und Begrenztheit gesagt habe. Was sich von unserer Kraft äußert, macht einen so kleinen Theil unseres inneren Vermögens aus, daß wir darüber das Unendliche in uns kaum gewahr nehmen. Die Gewalt des Aeußeren ist um so viele

Millionen Grade stärker, daß jene, indem sie begrenzt wirkt, leicht unterdrückt wird. Wir finden nur zu deutlich, daß die Verbindungen der Natur, die Wirkungen, welche aus diesen entstehen, gar nicht von uns abhängen; daß wir auch nie hinter diesen allmächtigen Zwang kommen können, weil der Grund davon aus unserem Gesichtskreise weggerückt ward. In allen Erscheinungen ist etwas Bleibendes, was wir Elemente nennen. — diese erschaffen wir ja nicht. Das Zusammentreten der Elemente, die Begegnungen, die Kräfte in den Erscheinungen liegen gänzlich außer unserer Gewalt. Wir als begrenzte Geschöpfe müssen uns von diesen rütteln lassen, daß wir sehr oft leiden und am Ende scheitern. Daraus entsteht, was man Schicksal der Menschen nennet. Dies geht so regelmäßig zu und ist so ungleich unter die Menschen vertheilt, daß es unserer Beobachtung nicht entgehen kann. Hier hilft kein

Sträuben; man muß sich biegen. Ein Ohngelehr gibt es für unseres Ich nicht. Das Ich wird genöthiget, immer eine Regel vorzusetzen, bis es die Regel findet. Je weiter wir in das Ganze hineinblicken, desto mehr entdecken wir die Harmonie, daher auch die alte Meinung von Weltseele entstand. Dafs wir diese Harmonie nicht erschaffen, fühlen wir unverkennbar; indem wir selbst wider unseren Willen zu Dingen gezwungen werden. Also entsteht das Gefühl für ein höchstes Wesen, das nach eben den Gesetzen regieret, wie wir sie in unserem Ich finden. Unter diesem Wesen stehen wir nun, in wie ferne wir etwas in und an uns haben, was nicht bleibt — das ist das Körperliche. Das Gesetz, nach welchem dieses Wesen Handlungen beurtheilt, kann kein anderes Gesetz als unser Eigenes des Rechts und Unrechts seyn, weil wir von keinem anderen einen Begriff lassen können. Die

Ausführung dieses Gesetzes liegt so außer unserem endlichen Kreise, — in welchem wir allein wirken können — daß wir in Bezug auf einen höchsten Richter nur das Gefühl der Gnade hegen dürfen. Wir hoffen auf Gnade. Wir hoffen aber nicht allein Begnadigung, sondern auch Geschenke — denn von Lohn kann bey so bewandten Umständen die Rede nicht seyn — weil wir wissen, daß der Höchste unseren Willen für die That annehmen wird; da wir in einer Endlichkeit nicht das Unendliche üben können. Zur Erhaltung unsers körperlichen Daseyns bedürfen wir allerley, was außer unserer Gewalt liegt, indem es aus dem Zusammenreffen der Erscheinungen entsteht, denen wir auf gut Glück begagnen oder nicht begegnen. Diese müssen wir uns zuführen lassen. Da nun nach unserem Ich kein Ohngefähr denkbar ist, so schreiben wir das Antreffen oder Verfehlen derselben dem höchsten Wesen zu. Wir

sind so eben nach dem Determinismus gerathen, das heißt nach dem System, nach welchem dem Menschen alles bestimmt ist. Der zu seinem Wohl und Übel nichts beytragen kann. Zum Glück und Unglück können wir freylich nichts beytragen; sehr viel aber zu unserer Wohlfarth, das heißt, zur Ruhe unseres Herzens. Der beste Mensch kann schwerlich bey anhaltenden Krankheiten sagen: ich habe viel Glück, aber bey allen Krankheiten darf er doch die unendliche Ruhe im Herzen tragen. Der Determinismus stürzt bald zusammen, wenn Sie nur *das Vorge* in Erwägung ziehen. Wir hoffen auf die Gnade des Höchsten, indem wir wissen: er müsse den Willen für die That ansehen. Wann wir nun kaum den Willen haben, so dürfen wir auch nicht hoffen. Da haben Sie die ganze Lehre ihres Herzens, Ihrer Religion. Der Wille ist mehr als bloßes Geschwätz. Er ist Anstrengung.

gung, etwas durchzusetzen. Um das Gelingen bekümmern Sie sich nicht. Strengen Sie sich nur an, so viel als möglich, das Recht auszuüben. Nun ereigne sich Glück oder Unglück, was nicht in Ihren Händen lieget, so wird Ihnen doch keinesweges die Wohlfarth, das ist die innere Ruhe, geraubt. Hoffnung kann nimmer aufhören, weil Sie zufolge des Obigen das höchste Wesen nach Ihrem Gesetze in sich beurtheilen müssen, wenn Sie anders überhaupt einen Begriff damit verbinden wollen. Nun müssen Sie durchaus von ihm Gerechtigkeit erwarten und Gnade hoffen dürfen, da er nichts mehr als den Willen fordern kann. Die Dinge außer uns, mithin unsere Begegnisse, zwingen uns, die Gefühle des Gewissens auf ein Subjekt zu beziehen, und weil es das Höchste betrifft, so wird es das Lebendige des höchsten Ideales, des Guten selbst, welches wir Gott nennen, betreffen. Jetzt, denke ich, ist es

Ihnen klar, wie man Religion nie gänzlich aus uns vertilgen kann. Da haben Sie den Schlüssel zu allen Opfern, Gebeten, Seufzern und Hoffnungen der Menschen, so lange die Welt stand. Gott wird die Guten erhören, weil er die Schlechten nicht erhören kann. Er erhört, denn er ist Gott. Sonderbar vertheilt fallen wir ein. Nicht sonderbar, aber nicht begreiflich, denn es liegt außer unserer Sehkraft. Sehr menschlich müßte man mit allen Göttlichen verfahren, da die Annehmung eines höchsten Wesens nur aus dem Gefühle der Menschheit, des Beschränktheits entstand. Die Zuversicht zu ihm übersteigt das höchste Elend, da man die Zuversicht zu seinem eigenen Ich nicht aufheben kann. Dieses Gefühl für den Geber und Erhalter, jedes was ich habe, macht eine Welt erobern. Was geht mich näher an als mein Gefühl, welches ich nicht aus mir verlieren kann? Gewissen, Gefühl für

Gott, Weltliebe sind gleichsam die Ergüsse des unendlichen Ichs in die Menschlichkeit. Das eine Ich weiß von dergleichen nichts, denn es fängt an zu wirken, und begrenzet sich dadurch auf gewisse Triebe. Sein Streben zielt auf allgemeine Gesetze, nachdem die Handlungen eingerichtet werden. Bemerken sie dies wohl. Das Ich für sich würde Gewissen, Gott und Weltliebe für etwas fremdartiges halten müssen. Aber bey Anwendung muß ja alles menschlich hervortreten. So geht es mit den höchsten Regeln der besten Menschen. Das Zagen und Zittern wird dem Menschen bleiben wenn er z. B. von Mördern überfallen wird, denn die Endlichkeit wird leicht gefühlt und wir sind nur wirksam in der Endlichkeit. Jetzt muß Sie der Naturalismus lächerlich dünken. Man versteht nemlich unter dem Naturalismus: Alles durch die Natur erklären zu wollen; Schicksale und Glück durch das zufällige

Zusammentreffen der Dinge zu erklären, und alles durch ein gedankenloses Ohngefähr entstehen zu lassen. Dieses Lieblingsystem der meisten Menschen — denn es ist so anschaulich, alles entstehen und vergehen zu sehen — verkleinert den erhabenen Menschen. Die Natur soll ihm alles gegeben haben, so ist er nur eine Maschine nicht einmal ein Zögling der Natur, sondern ihr Sklave; hingegen mit unserm System schaffen wir die Natur. Sie folgt den Gesetzen in uns gegründet, und der unbedeutendste Theil, unser Körper, gehorcht nur mit ihr den Regeln, unter welchen die Endlichkeit steht. Außerdem geben wir den Naturalisten den Knoten aufzulösen, wie ein Ohngefähr etwas nach einer Regel erschaffen und Ideen in uns erwecken könne, die durch nichts in der Natur sich erläutern lassen? Sie bedürfen keinen Gott, und fühlen sich nun abschaulich, daß der Unterschied zwischen ih-

nen und einem Steine sey: dieter empfinde nichts, sie aber müßten leiden. Es zeugt von einer Einschränkung des Verstandes, wenn sie die jedem Menschen eigenthümlichen Gefühle von einem höchsten Wesen für kleingeistig halten, da sie nur Wirkungen einer Unendlichkeit in uns seyn können; denn wie kämen wir zu diesen Ideen, wenn wir die Unendlichkeit, das ist die Göttlichkeit nicht im Busen trügen? Ihre Ideen von der Endlichkeit können sie uns gar nicht erklären, weil die Natur, auf welche sie alles beziehen noch so ausgedehnt, doch nur ein Begrenztes bleibt. Nun hoffe ich wird es Ihnen lichthell erscheinen, wie Religion sich von Lehrmeinungen unterscheide. Religion besteht in einem bloßen Gefühle. Der Mensch muß alles unter einer gewissen Form thun, so müßte auch diese auf gewisse Weise gestaltet werden. Man gestaltete sie natürlicher Weise menschlich. Da gebe ich Ihnen den ersten

Schlüssel zu den Göttergeschichten und Sagen und Glaubensgenossen. Die Urquelle kann freylich gehemmt und unsichtbar werden, aber sie verschwindet nie. Wer hat die Quellen des Nils entdeckt, aber man zweifelt nicht an ihrem Daseyn. Nag man nun dem Dalai Lama oder Muhamed oder Jesu anhängen — Religion ist nur eine. Jemehr das Ideal, das heißt die verehrte und zum Muster aufgestellte Person in einem Glauben dem Ideale dem unendlichen Guten in uns sich nähert, desto reiner und empfehlungswürdiger wird dieser Glaube der Menschheit. Und so glaube ich, steht es uns nicht zu verdenken, wenn wir Jesum vor allen lieben, weil in ihm Weisheit und Liebe zu den Menschen sich mehr vereinigten als wir es von irgend einem unter der Sonne erfahren haben. Ein Glaube darf auf Allgemeinheit den höchsten Anspruch machen, wenn er auf Gottähnlichkeit und Weltliebe am meisten hinführt.

Da lege ich Ihnen einen neuen Grund zu Ihrer Überzeugung vor die Augen, wie die Lehre Jesu, unserer Annahme würdig ist. Wenn aber die Klugen dieser Erde, daß sind die Klügler, fordern, man solle bloß im Geiste glauben und anbeten, so erwarten sie von der ganzen Menschheit, was nur die wenigsten von ihr leisten können. So lasse man dem Volk seinen Glauben, und suche nur die reinsten Beweggründe immer mehr hervorzurufen, damit der Gott in ihnen kein verächtliches Ding werde. Wenn sie mich nach Versöhnung, Mittler, Geist Gottes, Vergebung der Sünden und Glauben fragen, so gerathen wir auf etwas Historisches, was eigentlich nur das Gewand der Religion ausmacht. Daß alle Menschen mehr und minder solche Lehrsätze annehmen und sich den Kopf darüber zerbrechen — ein sehr undankbares und dürres Geschäft — liegt, wie Sie leicht erachten, in der Forderung unseres

Ich, die Unendlichkeit zu bestehen mit dem Kampfe gegen das Endliche. Die Unendlichkeit führt natürlich Einheit mit sich. Vermöge dieser Einheit kann das Ich nicht gut und schlecht zugleich billigen. Der Mensch findet sich aber oft schlecht und so muß er zu seiner Beruhigung ein Wesen in der Zeit haben, welches die Fehler tilgt, um mit seinem guten Willen den immer in sich strengen Richter zu besänftigen. Ich denke jetzt bahnen Sie sich den Weg. Man kann nicht weiter zeigen ohne wieder in Formeln zu gerathen. Die Weltgeschichte lehrt auch, ~~dass~~ wie viele Geheimnisse und herrschende Glaubens - Sekten statt gefunden haben, der Gegenstand immer das Göttliche war und es auch bleiben wird. Jesus sagte nichts Prahlendes, wenn er behauptete: seine Worte vergingen nicht, wenn auch Himmel und Erde vergehen, denn seine Worte sind Sprache des Herzens. Es berührt unmit-

selber das Göttliche in uns. Seine Worte gleichen Nachklängen des himmlichen Gesetzes unseres Geistes. Religion bleibt das köstlichste Kleinod, ein Palladium der Jugend, der Prüfstein des Mannes, der Stab des Greises und legt uns in Frieden zu unseren Vätern mit einer guten Hofnung des Künftigen.

Die Mannigfaltigkeit der Vergnügungen, und die Veränderungslust der Menschen kennen Sie so gut wie jeder Sterbliche. Sie werden dies nicht empfindlich aufnehmen. Ich rede nicht von Ihnen oder irgend einem, sondern von dem Menschen überhaupt. Dieser Hang in ihm bald dies bald jenes zu wollen; alles kennen zu lernen und bey den innigsten Anziehungen am Ende übersättiget zu werden, wird Ihnen, so hoffe ich, nicht mehr auffal-

len. Sie wissen schon, wie der unendliche Geist immer hineinwirkt, und wenn ich so körperlich reden dürfte, nirgends weis, sein Haupt hinzulegen, sondern umsonst eine stete Herberge sucht. Nirgends kann er vermöge seiner Natur rasten und da finden sie alle Neigungen und Veränderungen entwickelt. Indes wenden Sie ein: ist jede Lust erlaubt und das ewige Seufzen nach etwas anderem uns eigenthümlich, so erwachsen daraus traurige Resultate für den Menschen. In ihm ist dieser Keim gelegt, um einen fortwährenden Stöhrer im Herzen zu tragen und man kann ihn unglücklicher als die leblose Masse der Natur nennen. Dafs nicht, alles dem Menschen erlaubt sey, wird sein innerstes schon aussprechen. Dafs aber diese Einschränkung ihn kränken müsse, blendet mehr als Wahrheit darin liegt. Was wir nicht erlangen, wiewohl wir es erseufzen, da die Schicksale ausser unserer Macht stehn oder das

sittliche Gesetz es verbietet, besteht in einer Aufopferung des Endlichen. Das Unendliche bleibt ihnen. Könnte ich Sie bewegen, diesen Satz in reines Gefühl übergehen zu lassen. Man kann nicht leugnen, selbst dem vorzüglichsten Menschen kostet diese endliche Welt manche Thräne und aus unseren Armen und Blicken so vieles gerissen zu sehen, was für uns erschaffen scheint, erzeugte den traurigen Entschluß in manchem Werther, oder lösete auch denselben Schmerz in sanfte Elegien auf, als Petrarka that. Die Geschichte weiß viel glorreiches und herzerhebendes über diese und ähnliche Vorfälle zu erzählen. Wenn wir aber, meine Ida, all die rechtmässigen Seufzer und Thränen und gewaltsamen Aufopferungen zusammen nehmen, so sind es doch nur Ausdrücke der Endlichkeit — Thränen machen den Zoll der leidenden Natur aus, bestehen in etwas Endlichem und werden ihrem Altare ge-

weihet. Laß das Vorzüglichste mir geraubt
 werden, das Unendliche in dem Schönen bleibt
 mir, und so lieben sich viele Menschen, ohne
 sich einander zu sehen und zu unterhalten. Ein
 Kranz slicht die Edlen zusammen und ihre Her-
 zenseufzer steigen zu den Sphären hinauf, wo
 die Zukunft in ewiger Harmonie alle Misklänge
 auflöset. Ich mache sie nur aufmerksam auf et-
 was, was sie schon wissen: Je endlicher eine
 Lust ist, je schneller erkaltet sie: Jemehr sie
 sich dem Unendlichen naht, desto anhaltender
 zieht sie uns nach sich. Jene können wir schon
 aufgeben, diese brauchen wir nicht aufzugeben,
 denn da kommen wir zu uns selbst zurück und
 kehren in unsere Heymath. Das Sinnlichste be-
 steht in dem Vorübergehendsten. Freylich, wie
 von fremden Kräften ergriffen, sinken Sie be-
 wusstlos in die Arme des Endlichen, aber die
 Sinne stehen ja am nächsten dem Ähnlichen des
 sinnlichen und es kann Sie mithin nicht wun-

dern, daß grade dieses auf die ersten Momente wie ein böser Dämon die Menschen besitzt. Die Wiederholung tödtet durch das Einerley. Das Allersinnlichste, merken Sie auf, bleibt immer unter der Idee, welche wir uns vorher davon machten. Jemehr alles Ideen-Spiel während des Genusses aufhört, je entbehrlicher dünkt uns das Ganze. Den Grund sehen Sie ein. Vergnügen, welches an das Unendliche grenzet, gewährt größere Unterhaltung. Das finden Sie bey der Musik. Nehmen Sie Tanz und Musik. Jenes Vergnügen ist das reizendste Spiel der Jugend. Die Empfindungen dürfen hier ausgedrückt werden und die Musik hebt den Ausdruck. Aber jemehr Sie im Denken reifen, finden Sie, daß der hundertste Theil der Tanzenden nichts ausdrücke, und der Hundertste Tanz eben so wenig etwas ausdrücke. So wird ihnen der Tanz ein bloßes willkürliches Gliederdehnen, und Sie können sich durchaus

an keiner Idee festhalten. Ich sage hier nicht bey Seite, wie sehr unsere Tänze den Griechischen Tänzen hinten anstehen, weil nie etwas geistreiches und gut komponirtes in den Figuren liegt, wodurch die Unterhaltung dem Menschen auf mehrere Jahre bleiben würde. Bey unserer Art Tänzen verlieren wir also gar bald den Geschmack davon. Ganz anders interessiert Sie bis ins späteste Alter die Musik. Hier ist aber fast alles unendlich. Was wollen Sie in einem Concerte übersetzen? Tragen Sie Worte hinein. Die Töne schwimmen vor ihren Augen und die Nachklänge der Luft gleichen einer Sphären-Musik, welche in die Unendlichkeit überwaltet. Der gute Musikedichter hält eine Idee zum Zweck und Gegenstand und führt diese durch alle Nebenempfindungen durch, welche sich nicht angeben lassen, weil Sie nie zu Begriffen übergehen, sondern noch einen Schritt näher an dem ersten Bewusstseyn blei-

ben, mithin wie die ersten Sprößlinge aus dem Schooße der Unendlichkeit steigen. Luftige Gebilde mit den schönsten Unrissen, wie die Meister der Kunst sie nur erschaffen konnten, schwebten vor ihrer Phantasie und diese Weltener-schaffung ist die reinste Tochter des nimmer-ermüdenden und ewig wirkenden Ichs. Nehmen Sie alle Künste und Sie finden diesen Zauber in ihnen, welchen der Mensch bis ins späteste Alter nicht aufgibt. Die Musik ist das letzte, welches ihm keine Freude mehr macht. So muß es aber auch am Ende des Lebens kommen. Nach dem ewigen Wiederholen, wiewohl unter andern Darstellungen verlangt das unendliche Ich, sich aus seinen Fesseln heraus zu reissen. Werden Sie nicht ein, daß alte Leute selten gerne sterben. Sie lebten freylich gerne, aber lebten noch lieber, wenn sie sich die Erde anders erschaffen könnten, da ihnen alles alltaglich ward. Übrigens Eudoxus

sich die Endlichkeit vor ihrem Untergange. Es hat für mich etwas Erhabenes, wenn der Greis sich in sich selbst verschließt und mit Heiterkeit auf das Vergangene und Zukünftige sieht. Alle Vergnügungen, welche das Sinnliche unmittelbar und fast allein betreffen, sind ihm ein eitles Ding. Er gönnt sie der Jugend. Betrachten Sie Raphaels Lögen, die würdigen Köpfe in denselben, die Größe und Seeligkeit, welche in ihren Zügen liegt. Das Alter liebt die Einsamkeit und die Natur, um sich zu dem Ideale zu erheben. Das Universum löset sich vor seiner Betrachtung in ein Schattenbild auf.

Es leuchtet Ihnen ein, wie das Gegenwärtige der Natur nie entsprechen kann; wie der Mensch ein fortwährendes Spiel mit seinen irdischen Wünschen treibt und am Ende der ganze Plunder kaum eines Erwägens werth war.

Dar-

Daraus folgt keinesweges: der Mensch müsse schon bey Zeiten sich jedes Wunsches entschlagen. Dafür wird die Natur sorgen, aber der Mensch gehe schon frühe zu seiner Erhabenheit über, um die Dinge dieser Welt im rechten Gesichtspunkt zu fassen. Jeder Mensch kann allerdings in jeder Lage auf die auffallendsten Vergnügungen Anspruch machen und kann sie auch genießen. Wird ihm manches versaget, so fehlt es doch selten an guten Büchern, an Musik — auch darf er nur in der freien Natur wandeln. Es mag geschehen, daß er manchmal ein schönes Gemälde oder ein gutes Kupfer sieht. Feine Getränke, feine Gerichte, große Gesellschaften, Tummeln auf Wagen und Pferden, Tänze und Spiele nahen sich nur entfernterweise dem Idealischen, es gehöret ein großer Geist dazu, diesen Sinn in jene hineinzulegen. Dort findet man die Brutalität am meisten zu Hause; deren Geschichte suche

man derten auf, man wird sie lesen und diese ansteckende Thierheit mit Abscheu betrachten. Da haben Sie mein Glaubensbekenntniß von Erdenhoffnungen — könnte es Ihnen Tröstung gewähren und Sie in dem Gefühl Ihres besseren Seyns alles entbehren lehren, weil das Eine und Ewige restet und nicht von Motten und Würmern zerstöhret wird.

Die Gewohnheit meine Liebe, fesselt bald mit leichten Rosenschlingen, bald mit eisernen Ketten. Sie zieht den Menschen von der zartesten Jugend auf und gängelt die meisten bis an die Stäute einiger Fufs Länge und Fufs Breite. Dieses Opium des menschlichen Lebens, welches von Allen aus dem ewig spendenden Becher getrunken wird, brächte den Menschen ganz gemach durch seine Erdaubahn, wenn

nicht diese Schlaftrunkenheit oft eben so wild und zerstörend als ruhig und belebend wäre. Ich sage nur eine Wahrheit aus; wenn ich behaupte: der größte Theil verhält sich aus Gewohnheit zahm und den Gesetzen gehorsam, ist ein arbeitsames und gutmüthiges Geschöpf. Die erfinderischen Geister fühlen diese Behaglichkeit selten. Ich wies aber zu mehrerenmahlen auf die Natur hin, wie sie sich mütterlich des Menschen annimmt und sein Vormund bleibt, bis er die großen Reichthümer seiner Freiheit zu gebrauchen versteht. Die Meisten bleiben Zeitlebens unter dieser Vormundschaft. So ist die Gewohnheit die große Ägide der Menschen. Man könnte sich nichts Wohlthätigeres denken, als wenn diese Gewohnheit immer eine gute wäre. Bey Seite gesetzt, daß die Gewohnheit schon durch ihre Natur etwas schlendrianmäsig verfährt, hat sie überdem den unverzeihlichen Nachtheil, daß sie eben

so leicht das Schlechte als Gute in Cours bringt. Dies zeigt uns leider die alltägliche Erfahrung. Vorurtheile der Brutalität, blinder Glaube an mühsam ausgeheckte Grundsätze und Gebräuche, Einförmigkeit in allen Bewegungen, maschinenmäßiges Behandeln, selbst der phantasiereichsten Gegenstände sind ihre unausbleiblichen Sprößlinge. Diese wachsen zu einem tausendjährigen Wald an, daß man dieses Dunkle und Mystische endlich für die ursprüngliche Darstellung des menschlichen Geistes hält. Ich will nicht von der Gewohnheit unter der niedrigen Klasse reden, sondern, in wie fern sie auch unter den besserem Theil gewirkt hat. Was ein System sey, politisches oder religiöses war, kann uns nicht so sehr auffallen, als wie es entstand. Durch seine Entstehung beweiset es zugleich seine Ungewöhnlichkeit und durch seine Fortpflanzung die nachmahlige Gewohnheit der Menschen. Der Wolfianer hörte

Collegia über Wolf und so nahm er diese philosophische Meinung aus Gewohnheit des Zeitalters an. Muhamed schuf durch seine Phantasie und sein Schwert einen neuen Glauben und bis heute findet er Anhänger aus Gewohnheit. Was bey ihm Gebilde der Einbildungskraft war, ist bey seinen Anhängern unzubezweifelnde Wirklichkeit. Was sich nur bey der ausschweifendsten Vernunft denken läßt, ward Gewohnheit, davon lehrt die Tagesangelegenheit uns einen schönen Gesang. Man schreiet Freiheit aus Gewohnheit, man schreiet Gehorsam in anderen Gegenden aus Gewohnheit. Man ist Anhänger des großen Weltweisen aus Gewohnheit, man sieht die Weisheit der Alten als verlegene Waare aus Gewohnheit an, und wird, so lange Menschen leben, alles aus Gewohnheit annehmen und verwerfen, wenn es nur nicht schnurgerade wider das Innere läuft, wie aus diesem Grunde der gute

Oott mußte decretirt werden. Zu unseren Zeiten ist Gewohnheit, natürlich zu seyn und natürlich zu denken. Sie werden diese Ausdrücke verstehen und mindestens sie auslegen, als die Menschen aus Gewohnheit dergleichen nicht deutlich denken, sondern glauben, das Letzte zu sagen mit den Worten, es ist ja ganz natürlich — diese Seuche bleibt fürwahr sehr natürlich, denn es müssen mehr Menschen ziehen als anführen. Ich will aber weiter diese Gewohnheit mit Ihnen beleuchten. Ich will nicht von den Schwadronen der Studenten und jungen Gelehrten und Schöngelstern und von Lichtenbergs Zierbengeln reden, sondern von großen Menschen, die durch ihr Talent sich über das Zeitalter erhoben und dadurch bewiesen, daß die Gewohnheit ihnen keinen Riegel vorschob, noch daß sie gefällig den Saum ihres Kleides lecken mochten. Ich darf hoffen, daß Ihr Geschlecht Sie am meisten interessiert.

Wiewohl das Grofse nach obiger Beleuchtung außer dem gewöhnlichen Kreise der Frauen liegt, so erinnern Sie sich doch, daß ich Bedingungen annahm, unter denen diese Frauen uns verehrlich und groß bleiben. Sie werden viel von einer Lucretia des Alterthums gehört haben. Sie war eine edle Römerin, die Gemahlin des Collatinus. Dieser unterhielt sich einstens mit Sextus, des Königs Sohn der Römer über die Vorzüge ihrer Gemahlinnen. Jeder suchte, die Seine, als ein Muster der Tugend darzustellen und sie über Jede ihres Geschlechts zu erheben. Um diesen Streit zu beendigen, entschlossen sich Sextus und Collatinus sogleich nach Rom zu reisen — denn sie waren im Feldzuge gegen die Rutuler begriffen — ihre Gemahlinnen zu überraschen. Lucretias häusliche Tugend und sittsame Schönheit erhielt den Preis. Der wollüstige Sextus ward aber durch ihre Reitze so sehr entbraunt,

dafs er einige Tage nachher nach Rom zurückkehrte, Lukretia besuchte, und nachdem er umsonst ihre Liebe zu gewinnen versucht hatte, sie viehischerweise schändete. Lukretia entschloß sich, den Verlust des Geheimnisses ihrer Ehe nicht zu überleben. Sie rief ihren Vater und ihren Gemahl aus dem Lager zurück, erzählte ihnen ihre Schmach und ihre Verwundung, und nachdem sie diese Beiden zur Rache aufgefordert hatte, durchbohrte sie ihre Brust mit einem Dolche unter folgendem Ausruf: Welche Wohlfarth bleibt der Frau, wenn ihre Schamhaftigkeit geschändet ist. Wie diese Geschichte die Nachbleibenden in Wuth versetzte, wie das ganze Königthum verloren ging und die beleidigte Ehre eines musterhaften Frauenzimmers den Staat in eine Republik verwandelte, gehört nicht in unseren Vorwurf. Hier war die Natur keine Vormünderin meine theure Ida, Lukretia war zu groß, ihr Herz

schlug zu rein und edel, als dafs es sich durch das Bewußtseyn seiner Unschuld hätte beruhigen können. Sie dünkte sich im Arme ihres Mannes als eine Verworfenne und Entheiligte, wählte lieber den Dolch als das traurige Andenken an ein verletztes Gelübde. Die Ohnmacht ihres Widerstandes schien ihr keine Genugthuung weder in ihres Mannes Augen, noch in ihren Betrachtungen über sich selbst. Jener konnte zweifeln; sie aber haßte ihre eigene Person, welcher die Natur zu wenig Kraft verlieh, einem mächtigen Wollüstlinge zu widerstehen. Desto mehr man sich in ihre Empfindungen hineindenkt, desto mehr überzeugt man sich, wie durch die Gewalt derselben der erhabene Entschluß in ihr reifen mußte, ihren Geliebten sich mit Blut wieder auszusöhnen. In der wahrhaft großen Frau, die von Gewohnheit und menschlichen Lehrsätzen sich losriß, und durch Nachdenken und Entschluß große

ward, herrschet das Gefühl zu sehr, als eine Befleckung der Art zu überleben. Für das Herz eines edlen Weibes, einer Römerin ward das Fortleben ein Übelstand. Sie konnte sich nicht mehr mit der Anmuth zeigen, ohne welche das Weib keinen Werth für den Mann haben kann. Bey der Macht der Sinne über die Tugend in den allermeisten Menschen würde die Erde mehr einer Schlächterbank gleichen, wenn die Natur nicht eine Vormünderin wäre und die Mehrsten durch Gewohnheit am Zügel hielte. Die Furcht Einzelne oder Viele im Staate gegen sich aufzubringen, sein Nothdürftiges zu verlieren, hält viele Menschen zurück, keine Ausfälle zu wagen. Besäßen die Menschen mehr Muth und mehr Kraft und zugleich keinen höheren Grad der Sittlichkeit, so würden die Auftritte der neuen Republik in der Regel seyn. Die Gewohnheit zieht jetzt die Knaben an des Vaters Peitsche in Zucht zum

Jüngling heran. Der Jüngling wird aus Furcht vor seinem Herrn und seinen Oberen so wenig als möglich dem Hang zur Schlechtigkeit folgen, und ehe er noch in den vollen Besitz seiner Freiheit kommt, erlischt der gewaltige Funke. Das Blut läuft langsamer — er liebt das Sinnliche nicht so leidenschaftlich mehr und wird Mann. Nun sucht er etwas Eigenes und schmiegt sich in die Launen derer, von welchen sein Glück ausgehen soll. So kriecht er ganz leise nach der Linie der Gewohnheit in das Alter bis zum Grabe hin. Die Natur sorgt aber noch mehr, daß der Mensch weniger das Schlechte ausüben kann, als er Lust hat. Sie versaget ihm Gelegenheit, und wenn er sie findet, so fühlt er unter tausendmal kaum einmal den Drang seiner Lust, als wenn er vergebens die Göttin Gelegenheit sucht. Die Natur spiegelt ihm ferner allenley Aussichten vor, wovon sie nichts hält, sondern ihn von

Jahr zu Jahr im Nebel herumgähelt, bis die Phantome sich verblasen und er als ein Verlassener von seinen Wünschen, an Krücken, mit schwachem Auge, die Hände nach der Muttererde ausstreckt, sie möge ihn nur aufnehmen. Wer Kopf hat, besitzt mehrentheils kein Geld; wer Geld hat, ist mehrentheils ein gemeiner, das will sagen, gewöhnlicher Mensch. Trifft sich dann und wann beydes zusammen, so erlangt derjenige es entweder zu spät, wo er nicht mehr genießen kann, oder er wird nach den schnellsten Genüssen aller möglichen Arten, welche die Natur anbietet kann, so übersättiget, daß ihn alles anekelt oder daß er im 40sten Jahr ein Greis wird. Traurige Resultate für den nachdenkenden Theil der Menschen! Für den gewöhnlichen Schlag, wie Sie sehen, ist durch die Natur und durch die Gewohnheit hinlänglich gesorget — aber für eine Lucretia, weiter für den, welcher diese Gän-

gelbänder kennt? — Soll man sich in Sünden vergraben? wozu lacht die Sünde den Menschen an, wenn ihm für sein *Crevé coeur* keine Genugthuung widerfährt? — wäre das Unendliche nicht in mir, könnte ich mich in meine Ideen nicht wie der Dichter in seine Phantasien als der Bewohner einer Geisterinsel verlieren, ich hüllte mich in meinem Mantel wie Anaxagoras und möchte des Hungertodes sterben; doch besser ist es dem, der Philosoph genug ist, von einem König, Alexander nichts weiter zu verlangen, als daß dieser ihm aus der Sonne gehe.

Lebten Sie, meine Theure, zu Cambysses Zeiten, hegten süße Schwärmerei für die Wunderbildsäule Memnons, so wären sie hungrig und hätten mit Lust und Wonne die melo-

dischen Töne aufgenommen. Alle Ihre Sinne hätten sich wechselseitig gedient, um die Wollust mit ganzer Macht zu genießen. Sie werden empfunden haben, daß bey jeder Freude, nicht ein Sinn, sondern alle Sinne zugleich ihre Rohren öffneten, um sie gleichsam in den Kelch dieser Freude hinein zu tauchen. Welchem Sinne auch die Freude zunächst liegen mag, so ist es dennoch ein Bedürfniß der Natur, Hülfe zu fordern und der Sinn findet sie bey seinen Mitfreunden. Wer höret und scheint nicht zugleich durch den Geruch und das Auge zu hören. Sie müssen dies nicht buchstäblich nehmen, aber die Spannung der anderen Sinne deutet schon auf den Gebrauch aller Sinne, den einen Gegenstand ganz zu fassen und ganz in sich übergehen zu lassen. Kein Sinn ist inniger, wenn gleich bey weitem nicht der deutlichste als das Gefühl. Es geht kein Punkt vom menschlichen Körper aus, wodurch

das Gefühl nicht etwas berührt. Diese Berührungen durch den ganzen Körper auf die Sinneswelt kündigen das Verein an, in welchem der Sterbliche seyn will. Aber es ist etwas Sterbliches und das Verlangen weissaget nur das Ewige, wohin kein Genuß der Sinne dringen kann. So mächtig die Töne Sie hinreißen, so gewaltig das Auge durch eine mahlerische Landschaft gefesselt wird, so sehr der Geruch von Blumen und Laub und Kräutern und einer balsamischen Luft unsere Nasennüsse erweitert und dieser Strom von Wohlgeruch durch Mark und Beine quillt, so sehr das Gefühl der Liebe unsere Pulse beflügelt, und wir durch die Umarmungen und Pressungen das letzte stumme Ja unseres Seyns an die Wirklichkeit bringen — gleichen diese Extasen der Sinne nur den Schatten jener Helden, welche umherseufzten, daß ihre bestäubten Waffen in den Hallen wehmüthige Töne gaben. Sie erinnern sich, wo-

hin alle meine Betrachtungen in diesen Briefen zielen. Sie finden das Bessere in sich, worin Sie leben und wehen. Die Sinne sinken, wie das Endliche sinken muß und selbst auf dem Gipfel des Genusses, auf dem Olympus Ihrer Jugend fühlen Sie ein Schmachten. Sie fanden nicht, was Sie suchten. So sind Sie erhabener als was Sie erschufen. Der Mensch ist größer als diese Welt. Diese erschuf er, er ist der Erschaffer und unendlich wie seine Kraft, welche die Erde zu Meere aushöhlte und Berge aufwälzte, und ein Gewölbe, unbegrenzt durch seinen Zirkel, wie die Unendlichkeit selbst, als den Spiegel des Erschaffers, über die tausendfarbige Schöpfung ausspannte. Was der Mensch nun glauben muß und was er beginnt, das glaubt er und beginnt er durch seine Unendlichkeit. Diese rastet und ruhet nimmer und wird sie Zeugin von tausend Welten, so bleibt ihre Kraft doch jung und schön, wie sie

beym Anbeginn war, denn die Unendlichkeit liegt auſſer der Zeit, es giebt kein *Minus*, wodurch Anfang und Ende Bedeutung erhält. Jedes Band, welches der Mensch ſchlieſſet, iſt ihm heilig durch ſein ewiges Gebot. Jeder Glaube, der ihn leſſelt, wird gezeugt durch das Verlangen nach etwas Unendlichem. — Dieſe Welt giebt nichts, ſo fulſet der Mensch auf dieſe Zuverſicht, welche ſein Ich ihm gewährt. Recht und Liebe gehen aus der Unendlichkeit hervor. Kein Sterblicher weiß, woher ſie kommen, noch wohin ſie gehen, aber er gewähret ſie in ſich und bleibt ihnen getreu, weil er das Unendliche nicht aus ſich verlieren kann. Das Genialiſche im Menſchen geleitet in jedem Moment das Unendliche. Wer gebietet dem Genius eine Regel? Wo findet man die Staffe, auf die er treten muß? Vor ſeinem Seyn kannte er Niemand, nach ſeinem Erſcheinen ſtaunet die ſterbliche Welt ihn an,

und ist er geschieden, so bleiben die Nachklänge Jahrtausende — er selbst gleicht einer Erscheinung und die Welt hat keine Gesetze für ihn. Nun beginnt sie, nach ihm zu messen und zu wagen, und sein Rhythmus dienet zu Tonisiren und Scheidungen des Lichts und Schattens; bildet die Sprache, bieget die Glieder, bringt den Wohlklang, das ist den Lebensgenuss, unter die Sterblichen. So reitet das Unendliche als das Ewige, was da spendet dem düßigen Sterblichen — dem thierischen Menschen giebet sie sinnliche Speise, dem geistigen Aetherspeise, Gaben der Götter; bringt den Olymp auf die Erde. Mag nun Alles der Veränderung unterworfen seyn, mit Fleisch und Bein bekleidet werden und in ihm die Schönheit sich abspiegeln — dann ein Gerippe folgen, vor dem den Zuschauer schaudert; laß ballen und formen und schwinden, was nicht bleiben darf, die Schönheit selbst geht nicht

in die Gräber; ihr Ursprung ruht in dem Schooße der Unendlichkeit. Diese Körperwelt muß blühen und verwelken — wir setzen unsere Hoffnungen nicht mehr auf sie. Wollten wir den Abglanz lieben und nicht das Urlicht, aus dem jener sich ergoß? Homer und Plato, Horaz und Tibull, Shakespeare und Milton, Angelo und Rafael leben nicht mehr, aber die Unendlichkeit gleicht sich immer. Sie ältert nicht und erlahmt nicht. Siehst du die Sonne tausend Jahre aufgehen, ihr Licht ist nicht matter und minder rein, wieviel mehr nicht das, was besteht durch sich selbst, in keiner Form ruht und den Raum überschwingt. So wollen wir zwar über die Natur siegen und durch unsere Freiheit herrschen, aber die Hoffnung nähren, wenn sie uns gleich nicht belohnt, weil unser endliches Thun und Vornehmen dem Unsterblichen in uns nicht Genüge leistet. Der süßeste Genuß bleibt uns

immerhin die fromme Liebe. Diese hegte Sokrates gegen Aspasia, so liebte Plato Archegonassa, selbst der tragische Sophokles hatte in seinem späten Alter Theorida zur Geliebten. Lais war Freundin des Aristipp, des Demosthenes und selbst des Cynikers Diogenes. Ihr schöner Busen diente den Malern zum Modell. Phryne idealisirte Apell zur Venus, die aus dem Meere steigt. Rafael malte nach seiner geliebten Fornarina mehrere Mariabilder. Lassen Sie uns lieben, nichts Besseres ist uns gegeben, nichts dringt heimer in das Unbegreifliche und Ewige. Spielen übrigens die Wünsche mit uns, so wollen wir dennoch gleich der Schildwache an Gibraltars Felsen Leibnitz-System ausrufen: *all is well.*

